

Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit

Bulletin



6 (2002) Heft 2

ISSN 1617-9722

Editorial

Liebe Mitglieder!

Im bereits gewohnten Umfang liegt Ihnen zu Beginn des Wintersemesters wieder das neue Heft unseres Bulletins vor. Die vielleicht erfreulichste Mitteilung, die sich mit dieser Ausgabe verbindet, ist, dass die Zukunft des zur Zeitschrift gewachsenen Bulletins finanziell gesichert ist. Das Militärgeschichtliche Forschungsamt hat sich bereit erklärt, das Bulletin auf mittlere Frist jährlich mit € 500,- zu unterstützen. Das Bulletin kann sich somit langsam, aber stetig weiterentwickeln, so verfügt es inzwischen ja über einen eigenen Rezensionsteil. Damit sich dieser fester etablieren kann, sind alle Mitglieder aufgerufen, sich mit Rezensionsvorschlägen an Ulrike Ludwig (ulrike-ludwig@freenet.de) zu wenden, die zusammen mit Gundula Gahlen das Bulletin redaktionell betreut. Zum Wachstum des Bulletins gehört auch, dass es inzwischen in verschiedenen Universitätsbibliotheken verfügbar ist.

Anlässlich des diesjährigen Historikertags in Halle (Saale) fand wie üblich unsere satzungsgemäße Mitgliederversammlung statt. Das ausführliche Protokoll finden Sie im Innenteil des Bulletins, an dieser Stelle werden daher nur die wichtigsten Ergebnisse kurz vorgestellt. Bernhard R. Kroener wurde als erster Vorsitzender wiedergewählt und ist weiterhin der wichtigste Repräsentant des AMG. Zu seinem Stellvertreter wurde Ralf Pröve gewählt, da Stefan Kroll, dem für seine Arbeit ausdrücklich gedankt wurde, aus beruflichen Gründen für dieses Amt nicht mehr zur Verfügung stand. Die Position des Schriftführers bekleidet wie zuvor Markus Meumann und Norbert Winnige trägt weiter die Verantwortung für die Finanzen. Nach einer Änderung der Satzung wurde der Vorstand um zwei Beisitzerinnen erweitert. Gundula Gahlen wurde als verantwortliche Redakteurin des Bulletins in den Vorstand gewählt. Die zweite Position soll jeweils einem der Organisatoren der nächsten Tagung des AMG vorbehalten sein. In dieser Funktion wurde Jutta Nowosadtko in den Vorstand aufgenommen.

Die zweite Satzungsänderung betrifft die Mitgliedsbeiträge, die nicht mehr ausreichen, die gewachsen Aufgaben des AMG, neben

dem Bulletin vor allem das um Workshops gewachsene Tagungsprogramm und die Schriftenreihe, angemessen zu unterstützen. Deshalb wurde einstimmig eine gemäßigte Erhöhung der Beiträge auf € 20,- für einfache Mitglieder, € 7,50 für Studenten sowie € 50,- für institutionelle Mitglieder beschlossen. Zusammen mit dem Zuschuss des MGFA sind die Aktivitäten des AMG in den nächsten Jahren damit finanziell abgesichert.

Die von Matthias Rogg und Jutta Nowosadtko organisierte nächste Tagung des AMG wird vom 22.-24. September 2003 in Potsdam stattfinden. Unter dem Titel "Mars und die Musen". Das Wechselspiel von Militär, Krieg und Kunst in der Frühen Neuzeit, wird diese Veranstaltung Vertreter verschiedener Fachdisziplinen zusammenbringen. In einigen Wochen wird Ihnen ein ausführliches Programm dieser Tagung zugehen.

Ihr

Norbert Winnige

INHALT

BEITRÄGE

Tânia Ünlüdag-Puschnerat

"Wir sind keine bloße Söldnerarmee". Cromwells
Revolutionsarmee 1645-49108

Peter Blastenbrei

Literaten und Soldaten. Die Militärkritik der deutschen
Aufklärung (Teil 1).....125

PROJEKTE

Gabriele Haug-Moritz

"Geschwinde Welt." Krieg und öffentliche Kommunikation
- zur Erfahrung beschleunigten historischen Wandels im
Heiligen Römischen Reich deutscher Nation in der ersten
Hälfte des 16. Jahrhunderts (1542 – 1554)139

Iris Becker

Militär und Aufklärung – Die Rolle der Soldatenbibliotheken im
militärischen Bildungs- und Reformprozess des 18. und frühen
19. Jahrhunderts (Staatsexamensarbeit)148

Stephan Schwenke

Stadt und Militär – Armee und Bevölkerung. Untersuchungen
zu hessischen Festungs- und Garnisonsstädten vom Ende
des 17. bis Ende des 18. Jahrhunderts als Beitrag zur ver-
gleichenden Stadtgeschichtsforschung. (Dissertationsprojekt)152

Malte Prietzel

Mittelalterliche Kriegsgeschichte als Kulturgeschichte
(Heisenberg-Projekt)156

<i>Ewa Herfordt/Heidi Mehrkens</i> Frankreich und Deutschland im Krieg (18.-20. Jahrhundert): Zur Kulturgeschichte der europäischen "Erbfeindschaft". Der Siebenjährige Krieg 1756-1763 und der deutsch-französische Krieg 1870/71 (Teilprojekte).....	162
--	-----

<i>Kieron Kleinert</i> Dialog oder Konfrontation? Der Rat der Stadt Leipzig – sein Verhältnis zu Universität und Garnison in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Magisterarbeit)	172
---	-----

BERICHTE

<i>Norbert Winnige</i> Protokoll der Mitgliederversammlung des AMG am 11. Sep- tember 2002 in Halle/Saale (HS XIX des Melanchthonianums)....	175
--	-----

<i>Stefan Kroll</i> Tagungsbericht: Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit.....	180
---	-----

<i>Gerhard Sälter</i> Legislationspraxis in der Vormoderne. Zur Entstehung und Publikation von Policeygesetzen. Bericht über die 5. Tagung des Arbeitskreises "Policey/Polizei im vormodernen Europa" (APO)	185
---	-----

REZENSIONEN

<i>Sascha Möbius</i> Constantin Hruschka, Kriegsführung und Geschichtsschrei- bung im Spätmittelalter: eine Untersuchung zur Chronistik der Konzilszeit, Böhlau Köln u. a. O. 2001 (= Kollektive Einstellungen und sozialer Wandel im Mittelalter; N. F., Bd. 5); ISBN: 3-412-06501-3	191
--	-----

Uwe Tresp

Stephan Selzer, Deutsche Söldner im Italien des Trecento,
Tübingen: Niemeyer 2001 (= Bibliothek des Deutschen
Historischen Instituts in Rom, Bd. 98), ISBN 3-484-82098-5196

Matthias Franz

Söldnerleben am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges.
Lebenslauf und Kriegstagebuch 1617 des hessischen Obristen
Caspar von Widmarckter, hrsg. von Holger Th. Gräf mit Beitr.
von Sven Externbrink und Ralf Pröve (= Beiträge zur hessischen
Geschichte, Bd. 16), Marburg a. d. Lahn: Trautvetter & Fischer
2000, ISBN 3-87822-113-4.....201

Thomas Fuchs

Was ist Militärgeschichte?, hrsg. von Thomas Kühne und
Benjamin Ziemann, Paderborn: Ferdinand Schöningh 2000
(= Krieg in der Geschichte, Bd. 6) ISBN: 3-506-74475-5.....205

ANKÜNDIGUNGEN

Jahrestagung 2005 des Arbeitskreises Militär und Gesellschaft
in der Frühen Neuzeit e. V. Call for Papers. Krieg, Militär und
Migration in der Frühen Neuzeit208

5. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit. Gewalt in
der Frühen Neuzeit, vom 18. bis 20. September 2003 in Berlin.....216

8. Forschungskolloquium. Neuere Forschungen zur Militär-
geschichte222

VERÖFFENTLICHUNGEN DES AMG223

MITGLIEDER.....224

BEITRÄGE

Tânia Ünlüdag-Puschnerat

"Wir sind keine bloße Söldnerarmee".
Cromwells Revolutionsarmee 1645-49¹

Am 14. Juni 1647 legte die englische Bürgerkriegsarmee dem Langen Parlament ihre erste politische Deklaration vor, das einzigartige Zeugnis eines neuen Selbstbewusstseins. Erstmals nämlich sprachen die Soldaten als englische Bürger und begründeten ihr Recht auf politische Aktion. "Wir sind keine bloße Söldnerarmee, angeheuert, um irgendeiner despotischen Macht im Staat zu dienen; sondern berufen [...], unsere eigenen und des Volkes billigen Rechte und Freiheiten zu verteidigen."²

Man wird die erste englische Revolution des 17. Jahrhunderts nicht ohne Kenntnis der Eigentümlichkeiten und der Entwicklung einer Armee verstehen können, die sich mit jenem Manifest vom Sommer 1647 als offen politische Kraft präsentierte und zum dominierenden Faktor der englischen Geschichte der folgenden Jahre wurde.

Dieses Heer gewann die Bürgerkriege für das Parlament und führte 1649 die Republik ein, die Armee verordnete England die erste geschriebene Verfassung, stellte den Lord-Protector des Commonwealth und übte mehr oder minder offen die Herrschaft über das Land aus, bevor sie Ende der 50er Jahre die Restauration der Stuart-Monarchie und ihre eigene Auflösung aktiv mitbetrieb.

Doch bereits von ihrer Bildung als New Model Army (NMA) im Jahr 1645 an waren diese Streitkräfte kein "normales" militärisches Instrument, wie der Historiker Charles Firth fast ein wenig missbilligend bemerkte.³ Von Anfang an nämlich entwickelte dieser neu strukturierte militärische Apparat ein spezifisches religiöses und soziales Profil, das nicht zu Unrecht dem Einfluss des puritanischen

¹ Der folgende Beitrag wurde am 19. Januar 2000 als Habilitationsvortrag an der Fakultät für Geschichtswissenschaft der Ruhr-Universität Bochum vorgestellt.

² Declaration or Representation of the Army, zit. nach Ian Gentles, *The New Model Army in England, Ireland and Scotland, 1645-1653*, 2. Aufl., Oxford and Cambridge/Mass. 1994, S. 178 f. (Übs. T. Ü.).

³ Charles Firth, *Cromwell's Army* (1902), Reprint London 1962, S. 346.

Landedelmannes, Kavalleriegenerals und Unterhausmitglieds Oliver Cromwell zugeschrieben wurde und wird. *Cromwell's Army* galt früh als "Armee der Heiligen", und in der Tat konnten sich in diesem militärischen Mikrokosmos während des Krieges radikale Einstellungs- und Verhaltensmuster entwickeln, die sich dann unter den Bedingungen der Jahre 1647 bis 1649 in politisch *umwälzenden* Manifesten und Aktionen entfalteten. In diesen zwei Jahren präsentierte sich Cromwells Armee als revolutionäre Avantgarde, insofern sie politische Programme präsentierte und Mitbestimmungsformen praktizierte, die über das in der Epoche Denk- und Machbare weit hinauswiesen. An diese zwei Jahre knüpft daher der Mythos des Revolutionären, der dieser Armee, die auch mit der Roten Armee verglichen worden ist, allen Entmythologisierungsversuchen zum Trotz bis in die Gegenwart anhaftet - nicht nur für Marxisten wie Christopher Hill.⁴

In der Geschichte der englischen Armee zwischen 1647 und 1649 lässt sich durchaus ein moderner Zug in der ersten englischen Revolution entdecken, die doch von der immer wieder verlautbarten Absicht her keine sein wollte, sondern nichts als die Verteidigung der angestammten Rechte und Freiheiten des englischen Volkes und die Moralisierung der Gesellschaft anstrebte. Wenn das Haupterbe der englischen Revolution, wie Lawrence Stone meint,⁵ ein ungeheuer reiches Reservoir an zukunftsweisenden Ideen gewesen ist, so hatte Cromwells Armee in ihren zwei revolutionären Jahren daran einen erheblichen Anteil.

Anhand dreier Fragen soll versucht werden, die Entwicklung der Armee in ihrer revolutionären Phase nachzuzeichnen: 1. Welche Merkmale waren es, die die Entwicklung der Armee zu einem politischen Faktor begünstigten? 2. Welche Stadien des Politisierungsprozesses im Jahr 1647 sind erkennbar? 3. Wie kam es zur Entpolitisierung der Armee nach der Einführung der Republik 1649?

⁴ Vgl. Christopher Hill, *The World Turned Upside Down. Radical Ideas During the English Revolution*, Harmondsworth 1980, S. 57 ff.

⁵ Vgl. Lawrence Stone, *The Causes of the English Revolution 1529-1642*, London 1972, S. 145 ff.

1. Es sind drei Besonderheiten der NMA hervorzuheben, nämlich organisatorische, soziale und religiöse.

Mit der NMA entstand erstmals eine landesweit einsatzbereite, zentralistisch geleitete militärische Organisation nationalen Ausmaßes, die nicht an der militärischen Ineffizienz der dezentralen traditionellen lokalen Grafschaftsmilizen litt. Die Kriegsgruppe im Parlament zielte auf einen totalen Sieg gegen die Royalisten und entledigte sich 1645 der hocharistokratischen militärischen Kommandierenden alten Typs, die im Bürgerkrieg seit 1642 eine defensive Strategie verfolgt hatten. Im Zuge des maßgeblich auch von Cromwell betriebenen Aufbaus der NMA erhielt der neue Oberbefehlshaber Thomas Fairfax nicht nur die strategische und taktische Kommandogewalt, er wurde vor allem auch ermächtigt, sich Generalstab und Offizierskorps nach eigener Wahl, d. h. ohne Rücksicht auf traditionelle Ansprüche des Adels, zusammenzustellen. Eine vergleichsweise solide Finanzierung, eine funktionierende Nachschublogistik sowie gute Ausrüstung trugen zur Formierung eines organisationstechnisch homogenen militärischen Apparates bei, der, wie Firth schrieb, "wie eine Maschine arbeitete" und den Bürgerkrieg innerhalb eines Jahres gewann.⁶

Die Generäle der NMA praktizierten eine traditionsbrechende und höchst umstrittene Beförderungspolitik, darin ist ein weiteres Charakteristikum der NMA zu sehen. Hatte die Kommandostruktur der Grafschaftsmilizen üblicherweise die soziale Hierarchie widergespiegelt, so brachen die Generäle mit den Privilegien der Aristokratie bzw. der Grafschaftsgentry, indem sie Kommandos ohne Rücksicht auf die soziale Rangfolge zunehmend aufgrund militärischer Befähigung vergaben. Die Gegner der NMA im Parlament und unter den schottischen Verbündeten behaupteten, die meisten Offiziere vom General bis zum "meanest sentinel are not able to make a thousand a year lands, most of the colonels are tradesmen, brewers, tailors, goldsmiths, shoemakers and the like."⁷ Das Cromwellsche Bekenntnis, er ziehe einen einfachen Captain im groben Rock, der wisse, wofür er kämpfe, jedem nichts-als-

⁶ Vgl. Firth (Anm. 3), S. 67.

⁷ Aus den Memoiren Denzil Holles', zit. nach Firth (Anm. 3), S. 46. Zu den gängigen Ressentiments gegen die Armee vgl. auch Lois G. Schworer, "No Standing Armies!" *The Antiarmy Ideology in Seventeenth century England*, Baltimore and London (o. J.), S. 51 ff.

gentleman vor, bestätigte für konservative Kritiker die royalistische Horrorvision, die "Fanatiker" der Kriegspartei betrieben den Umsturz der sozialen Ordnung und schließlich würden Diener zu Pferde sitzen und Prinzen zu Fuß gehen.⁸ Tatsächlich aber waren 1645 von 37 Regimentskommandeuren nur 7 keine gentlemen, 9 stammten sogar aus der Nobilitas major.⁹ Allerdings stieg gegen Ende der 40er Jahre der Anteil jener Offiziere, die nicht der Elite des Grafschaftsadels entstammten, vielmehr zur minderen parish gentry, zum lokalen Gemeintheadel zählten oder überhaupt nicht dem Adel zuzurechnen waren. Eine die Standesschranken tendenziell ignorierende Beförderungspolitik öffnete die Offizierskarriere auch für Mittelschichtangehörige, die als Colonels, Majors, Lieutenants oder Captains unmittelbaren Kontakt zu den Mannschaften hatten und den Politisierungsprozess der Armee wesentlich beförderten.

Für den Politisierungsprozess der Mannschaften entscheidend wurde die bis zu 6.500 Reiter zählende Kavallerie. Die Kavalleristen waren im Unterschied zu den überwiegend gepressten Fußsoldaten meist Freiwillige, bezogen den dreifachen Sold der Infanteristen und entstammten überwiegend der Mittelschicht der yeomanry, der grundbesitzenden Bauern, auch der Handwerkerschaft; sie wiesen einen höheren Bildungsstand als die aus der Unterschicht rekrutierten Fußsoldaten auf. Die Kavallerie wurde zur Avantgarde des religiösen und politischen Radikalismus in der Armee.¹⁰

Ein drittes und m. E. im Blick auf den Politisierungsprozess entscheidendes Charakteristikum der NMA bestand in ihrer spezifischen religiösen Prägung. Schon früh galt das Heer Bewunderern als "betende Armee",¹¹ den Gegnern als Brutstätte der radikalen Sektierer. Einflussreich wurde vor allem der Independentismus, jener radikale Flügel des Puritanismus, der sich durch Betonung der Predigt, der individuellen Bekehrung und Gewissensprüfung sowie durch religiöse Toleranz und eine staatsunabhängige Kirchenbildung auszeichnete. 1647 betrug der Anteil der independentistisch geprägten Offiziere 75 %;¹² gefördert wurde diese religiöse

⁸ Brief Cromwells vom 29.8.1643, zit. nach Robert S. Paul, *The Lord Protector. Religion and Politics in the Life of Oliver Cromwell*, London 1955, S. 63.

⁹ Vgl. Firth (Anm. 3), S. 46 f.

¹⁰ Vgl. Gentles (Anm. 2), S. 28 ff.

¹¹ Vgl. ebd., S. 94.

¹² Vgl. Firth (Anm. 3), S. 317.

Homogenisierung des Führungskorps wiederum von Cromwell, der von seinen Gegnern daraufhin als "Liebling der Sekten" stigmatisiert wurde. Evangelisierende Regimentskommandeure und ebenso fromme wie eifrige Armeegeistliche unterzogen die Mannschaften einem ausgefeilten Programm puritanischer Exerzitien in Form von Bußübungen, Fastentagen sowie Feldgottesdiensten. Sie führten die Soldaten psalmensingend in die Schlacht und ermutigten sie zum eigenständigen Bibelstudium und zum Gespräch über religiöse Fragen. Ganze Reiterzüge und Kompanien fanden sich infolgedessen als "gathered churches" zusammen, als Versammlungskirchen der Frommen, die sich durch einen freiwilligen heiligen Bund zusammenschlossen.¹³ 1647 etwa berichtet ein Soldat von der "manifesten Gegenwart Gottes" im Regiment und von der "süßen Einigkeit in Gott", die die Kameraden untereinander in Liebe verbinde.¹⁴ Diese zugleich stark chiliastisch gefärbte Frömmigkeitspraxis in allen Rängen hatte zwei folgenreiche Effekte.

Sie beförderte *erstens* ein religiös verstandenes Bündnis (covenant) von Mannschaften und Offizieren, die sich im Ergebnis als Kreuzzugsheer begriffen, das in Erwartung des kommenden Gottesreiches im Kampf gegen den royalistischen Antichristen und für die moralische Erneuerung der Gesellschaft stand. Die glänzenden militärischen Siege wurden der göttlichen Vorsehung zugeschrieben und stärkten das Auserwähltheitsbewusstsein der Truppen. Dieser Covenant, der heilige Bund von Kommandierenden und Kommandierten im Krieg bildete die Grundlage für das politische Bündnis der Offiziere und Mannschaften von 1647.¹⁵

Zweitens trainierte die durch die Diskussionsfreiheit in religiösen Dingen entstehende spirituelle Gleichheit von Offizieren und Soldaten die Kommunikationsfähigkeit und die Mitgestaltungsbereitschaft der Mannschaften. Einfache Soldaten gewannen Autorität durch ihre anerkannte Frömmigkeit, betätigten sich als Laienprediger und vertrieben missliebige Geistliche von den Kanzeln - missachteten mithin die kirchliche Hierarchie, die doch den Zeitgenossen als Grundpfeiler zugleich jeder weltlich-staatlichen Ordnung galt. Es waren vor allem dieser von den Generälen gedul-

¹³ Vgl. Gentles (Anm. 2), S. 91 ff.

¹⁴ Zit. nach ebd., S. 96 (Übs. T. Ü.).

¹⁵ Vgl. ebd., S. 149.

dete, wenn nicht beförderte spirituelle Egalitarismus und die religiöse Toleranz, der die staatskirchlich orientierten presbyterianischen Gegner der Armee davor warnen ließ, dass religiöse Demokratie weltliche Demokratie nach sich ziehen, dass die religiöse Praxis in der Armee, bot man ihr keinen Einhalt, zur Anarchie in Staat und Gesellschaft führen werde.¹⁶

Im Zuge der Spaltung der antiroyalistischen Bewegung im Parlament wurden Independentismus und Presbyterianismus den beiden politischen Flügeln zugeordnet. Die dem König gegenüber konsensbereite und an einer rigiden kirchlichen Konformität interessierte Friedensgruppe wurde mit dem Presbyterianismus, die politisch radikalere und religiös weitgehend tolerante Minderheitengruppe der Kriegsparteiung mit dem Independentismus identifiziert. Die "independentistische Armee" wurde aufgrund ihrer organisatorischen, sozialen und religiösen Eigentümlichkeiten und Radikalisierungspotentiale im Verlauf des folgenden Konfliktes mit dem Parlament zwingend ein politischer Machtfaktor ersten Ranges.¹⁷

2. Stadien der Politisierung 1647

Die presbyterianische Mehrheit der Parlamentarier, das Londoner Common Council sowie die schottischen Verbündeten bildeten seit Juni 1646 eine aktive Antiarmee-Koalition, die beabsichtigte, mit der siegreichen Parlamentsstreitmacht baldmöglichst ein potentielles rivalisierendes Machtzentrum auszuschalten. Zahlreiche armee-kritische Pamphlete und Eingaben verschiedener Grafschaften beklagten die immensen Steuern, die Einquartierungslasten und die religiös motivierten Ausschreitungen der Soldaten. Die independentistische Armee wurde als Bedrohung jeder kirchlichen und sozialen Ordnung eingeschätzt, dabei sei sie, wie einer der führenden Armeegegner schrieb, nichts als eine Söldnerarmee, die sich aus dem Bodensatz des Volkes zusammensetze. Diese Soldateska schicke sich an, gegen ihre Herren zu rebellieren und ihrem Willen die Interessen von Monarch, Parlament und Königreich zu unter-

¹⁶ Vgl. Mark A. Kishlansky, *The Rise of the New Model Army*, Cambridge u.a. 1979, S. 180.

¹⁷ Vgl. Ivan Roots, *The Great Rebellion 1642-1660*, London 1979, S. 102 ff.

werfen.¹⁸ Die vom Parlament beschlossene Einführung einer intoleranten presbyterianischen Kirchenverfassung mit Konformitätszwang provozierte den freikirchlichen Widerstand in- und außerhalb der Armee ebenso wie die Anstrengungen des Parlaments, mit dem militärisch geschlagenen Monarchen zu einer verfassungspolitischen Einigung um nahezu jeden, auch restaurativen Preis zu kommen, um die lästige Armee auflösen bzw. ins aufständische Irland entsorgen zu können. Der Politisierungsprozess der NMA seit dem Frühjahr 1647, dies sei vorausgeschickt, war von der Intention her prinzipiell re-aktiv; in der Abwehr rechtswidriger Übergriffe des Parlaments entwickelte die Armee zur Verteidigung der revolutionären Errungenschaften jenen *Sicherheitsradikalismus*, den Hans-Christoph Schröder als Grundzug der englischen Revolution insgesamt benannt hat.¹⁹

Die Versuche der Parlamentsmehrheit, die Armee über Aussetzung der Soldzahlungen und über die Anwerbung zum irischen Dienst unter Druck zu setzen und zu spalten, führten im März 1647 zu einer Petitionsbewegung der Mannschaften, die die Erfüllung ihrer zunächst rein praktischen Forderungen auf Zahlung der Soldrückstände, Indemnität für Kriegsdelikte und finanzielle Fürsorge für Hinterbliebene und Verwundete *vor* der Demobilisierung bzw. Neuverpflichtung einklagten. Bereits diese Petitionsbewegung, in der die Mannschaften von ihrem verbrieften Recht als zivile Engländer Gebrauch machten, wurde vom Parlament als unzulässige politische Aktion gewertet und den Soldaten das Petitionsrecht unter der Androhung aberkannt, sie im Wiederholungsfall als Staatsfeinde zu behandeln.

Diese Entscheidung löste das erste Stadium des Politisierungsprozesses der Armee aus, denn sie provozierte zwei entscheidende Verteidigungsreaktionen der Mannschaften:

Ausgehend von 8 Kavallerieregimentern kam es *erstens* zur Wahl von Soldatenvertretern aus den Mannschaftsrängen, den so genannten agitators; diese autonome Bewegung verbreitete sich auch in der Infanterie und führte zur Bildung von netzwerkartig organisierten Regimentsräten. Im Juni bestimmten die Regiments-Offi-

¹⁸ Vgl. Memoirs of Denzil Lord Holles (1699), u.a., zit. bei Brian Manning, *The English People and the English Revolution*, Harmondsworth 1976, S. 340.

¹⁹ Vgl. Hans-Christoph Schröder, *Die Revolutionen Englands im 17. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1986, passim.

ziere ihrerseits je zwei officer agitators pro Regiment. Vorbild dieser Wahlbewegung könnte das Unterhaus, jedoch durchaus auch die independente Versammlungskirche gewesen sein, in der die spirituellen Autoritäten als Sprecher und Führer der Gemeinde fungierten.

Die Aktionen des Parlaments provozierten *zweitens* eine Vielzahl rechtfertigender Pamphlete und Deklarationen, die den politischen Bewusstwerdungsprozess in der Armee dokumentieren. So bezichtigten etwa die agitators im April in einem offenen Brief das Parlament der Tyranneigelüste und der antifreiheitlichen Verschwörung: "Einige, die kürzlich von der Souveränität gekostet haben und über die Sphäre der Bediensteten gehoben wurden, suchen Herren zu werden und entarten zu Tyrannen."²⁰ Der Tyrannei- und Willkürvorwurf war vom Monarchen auf das Lange Parlament übergegangen, das in der Ausnahmesituation des Bürgerkrieges enorme exekutive und judikative Macht an sich gezogen hatte. Wie in der eingangs zitierten Deklaration vom Juni 1647 verlautbart, sah *die Armee* sich nunmehr als berufene Verteidigerin der Freiheiten und Rechte des englischen Volkes gegen das Machtmonopol des Parlaments. Das war eben keine Söldnerarmee, das Heer der "Saints" vollstreckte vielmehr – in den Worten eines Armeegeistlichen – den Willen Gottes, handelte "in the immediate power of God [...] for all saints, yea for all men also." Diese "Heiligen" kamen aus den "unteren Klassen".²¹

Der Demobilisierungsbeschluss des Parlaments vom Mai 1647 erbitterte große Truppenteile bis zur offenen Befehlsverweigerung. Ausschlaggebend war, dass den Soldaten keine Satisfaktion für die ehrenrührige Aberkennung des Petitionsrechtes vom März gewährt wurde. Die Meutereien sowie die Entführung des Königs durch eine aus agitators gebildete Kavallerietruppe zwang die Generäle dazu, die Soldatenbewegung durch das Bündnis mit den Mannschaften zu kanalisieren, um ihre Befehlsgewalt zu sichern. Die Tatsache, dass sie sich an die Spitze der Bewegung setzten, verschaffte ihnen zugleich die Möglichkeit, die Armee im eigenen Interesse im Machtkampf gegen das Parlament einsetzen zu können, das kurz vor einer Einigung mit dem König gestanden hatte und nunmehr seinerseits Anstalten machte, bewaffnete Einheiten zusammenzu-

²⁰ Zit. nach Kishlansky (Anm. 16), S. 199 (Übs. T. Ü.).

²¹ William Erbery, zit. nach Hill (Anm. 4), S. 193.

stellen und den royalistischen Londoner Mob gegen die Armee zu mobilisieren.

Anfang Juni 1647 schlossen sich Offiziere, Mannschaften und Generalstab in einer feierlichen Verpflichtung per Eid zu einem militärischen Bund gegen das konterrevolutionäre Parlament zusammen; damit erreichte die Politisierung der Armee ein neues organisatorisches und qualitatives Stadium. Die Soldatenvertreter wurden offiziell anerkannt und mit dem General Council eine repräsentative Armeeverfassung institutionalisiert, die bis Ende 1647 funktionierte. Der Generalrat der Armee setzte sich aus den Generalstäblern, den Offiziersvertretern sowie den Mannschaftsvertretern zusammen - ein einzigartiges Mitbestimmungsexperiment. Modell könnten, wie Clarendon vermutete²², die beiden Häuser des englischen Parlaments gestanden haben, vielleicht aber auch die protestantische Synodalverfassung. Erinnert doch auch die Form des politischen Bündnisses vom Juni 1647 an den religiösen covenant. Insofern waren die beiden für die Politisierung entscheidenden Organisationsschritte, die Wahl der agitators bzw. die Einrichtung des Generalrates und das Bündnis von Offizieren und Mannschaften, keineswegs, wie Brailsford meint, dem "spontanen Ausbruch von Demokratie"²³ zuzuschreiben; sie waren vielmehr frömmigkeitspraktisch vertraut.

Mit der Deklaration vom Juni 1647 forderte die Armee das Parlament auf, verfassungspolitisch Sorge dafür zu tragen, dass jeder Form der Machtkonzentration in welcher Gestalt auch immer und damit jedem potentiellen Machtmissbrauch Grenzen gesetzt würden. Die Vermeidung jeder "unlimited power", Begrenzung der Legislaturperioden, Säuberung von illegal nachgewählten Abgeordneten, schließlich Religionsfreiheit und Reform des Justizwesens von einem Langen Parlament zu fordern, das sich ja gerade eines veritablen Machtzuwachses erfreute, mag naiv oder widersprüchlich genannt werden; jedenfalls war diese Vorgehensweise Ausdruck dafür, dass sich vor allem die Offiziere zu diesem Zeitpunkt noch innerhalb des überlieferten englischen Verfassungsrahmens bewegen wollten.

²² Vgl. Edward Hyde, Earl of Clarendon, *The History of the Great Rebellion*, ed. by Roger Lockyer, London 1967, S. 322.

²³ H. N. Brailsford, *The Levellers and the English Revolution* (1961), zit. nach Hill (Anm. 4), S. 63.

Die konterrevolutionären Aktionen des Parlaments erhielten bis zum Herbst das klassenübergreifende Bündnis von Generalstab, Offizieren und Mannschaften, deren objektiv durchaus divergierende Interessen durch den drohenden Triumph einer restaurativen Front von presbyterianischer Parlamentsmehrheit und reformunwilligem Monarchen überdeckt wurden. Allerdings waren es die agitators, die die zögerlichen und immer um die formale Legitimität ihres Handelns besorgten Generäle in verschiedenen Sitzungen des Armeerates zur Besetzung Londons im August 1647 und zur vorübergehenden Disziplinierung der Armeegegner in Westminster und der City drängten. Während die Soldatenvertreter auch danach weiterhin auf der Bestrafung der Armeefeinde im Parlament - also auf einer Säuberung - beharrten, suchten die höheren Offiziere - führende unter ihnen, wie Cromwell, selbst Unterhausabgeordnete - die Dynamik der politischen Radikalisierung von unten zu bremsen, weil sie ihrerseits im Sommer 1647 über ein erstes Verfassungsangebot mit dem Monarchen den Ausgleich suchten.

Von entscheidender Bedeutung für die Fortentwicklung der politischen Äußerungen der *Mannschaften* zu einem politischen Programm wurden die Kontakte der agitators zur ersten libertär-demokratischen Bewegung der englischen Geschichte, zu den von ihren Gegnern so bezeichneten Gleichmachern, den Levellers.²⁴ Diese vor allem unter der Krämer- und Handwerkerschaft der Londoner Vorstädte populäre Gruppe formulierte in zahllosen Flugschriften und Petitionen die weitreichendsten politischen, juristischen und wirtschaftlichen Reformforderungen der Zeit, die allesamt in einem radikalen Begriff individueller Freiheit wurzelten. Dem Einfluss dieser Oppositionsbewegung war es zuzuschreiben, dass die Einheitsfront von Offizieren und Mannschaften ab dem Sommer 1647 bereits die ersten Risse aufwies. Vor allem der Leveller John Lilburne kritisierte die mit dem König verhandelnden Granden, die *grandees*, wie die Generalstäbler nunmehr autoritätskritisch tituliert wurden. Diesen, so Lilburne, könne man nicht

²⁴ Vgl. u. a. Hill (Anm. 4), *passim*; Hans-Christoph Schröder, Die Levellers und das Problem der Republik in der Englischen Revolution, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1998), S. 461-497; außerdem verschiedene Beiträge in: *The Putney Debates of 1647. The Army, the Levellers and the English State*, ed. by Michael Mendle, Cambridge 2001.

weiter trauen, als man einen Ochsen zu werfen vermöge.²⁵ In einigen Regimentern schritten die Mannschaften schließlich zur Wahl von new agitators, da sie die bisherigen Vertreter verdächtigten, durch den stetigen Kontakt mit den grandes in der Generalversammlung korrumpiert worden zu sein. In enger Kooperation mit den Levellers entwarfen diese new agitators im Spätherbst 1647 einen Verfassungsvorschlag, der in seiner überarbeiteten Form als *1. Agreement of the People* vom Generalrat der Armee in der Kirche von Putney ausführlich diskutiert wurde.

Das *1. Agreement of the People* als politisches Programm der Mannschaften und Levellers für die Neugestaltung Englands darf den Rang eines bedeutsamen Dokuments in der Geschichte der politischen Ideen beanspruchen, das gilt auch für das Ereignis der Putney-Debatten, die sich bis zum heutigen Tag als atemberaubende Auseinandersetzung über Grundfragen politischer Macht lesen.²⁶ Die Putney-Debatten markierten den Höhepunkt der Mitbestimmungsphase der Armee, mit dem Agreement präsentierten die Soldaten ihr reifstes politisches Programm.

Das *1. Agreement*, über das sich die grandes, als Wortführer Oliver Cromwell und Henry Ireton, Offiziere, agitators und zivile Levellers auseinander setzten, basierte auf zwei für das englische Verfassungsdenken neuartigen Grundannahmen. Zum einen handelte es sich um die Idee einer geschriebenen Verfassung in Form eines Gesellschaftsvertrages, der von allen frei geborenen Engländern unterzeichnet werden sollte, eine Art säkularisierter Bund. Neu war zum zweiten das zugrundegelegte moderne Prinzip der Volkssouveränität bei gleichzeitiger Codifizierung unantastbarer individueller Freiheitsrechte des Einzelnen. Daraus ergaben sich die konkreten Forderungen nach einer Reform der Wahlkreise, Auflösung des Langen Parlaments, regelmäßigem zweijährigem Wahlturnus. Das Unterhaus, dessen Mitglieder ihr Mandat als Treuhänder ihrer Wähler ausübten, sollte umfassende legislative Gewalt sowie weitreichende exekutive und judikative Kompetenzen erhalten; das Agreement erwähnt weder einen Monarchen noch ein Oberhaus. Eine Grenze fand die Machtfülle des Unterhauses

²⁵ Zit. nach Gentles (Anm. 2), S. 198.

²⁶ Vgl. *The Clarke Papers*, ed. by Charles H. Firth, Vol. 1, New York, London 1891; vgl. auch Hill (Anm. 4), S. 67; Gentles (Anm. 2), S. 202 ff, Mendle (Anm. 24), passim.

allerdings an den kodifizierten unveräußerlichen Freiheitsrechten des Einzelnen: Rechtsgleichheit, Religionsfreiheit, Schutz vor Konskription und Straffreiheit für Kriegsdelikte.

Cromwell schloss sofort und sehr richtig, dass das Papier "sehr große Veränderungen" (alterations) der Regierung des Königreiches enthalte; alterations oder innovations aber waren präzedenzlos, standen in keiner historischen Kontinuität und waren daher dem herkömmlichen Rechtsdenken zufolge nicht legitimierbar.²⁷

In der Tat verlangten Levellers und Mannschaftsvertreter, deren Konzept die Aufkündigung aller alten Verpflichtungen gegenüber König und Parlament voraussetzte, mit einem naturrechtlich begründeten Gesellschaftsvertrag aller frei geborenen Engländer einen traditionsbrechenden Neubeginn. Sie argumentierten, jedes gute alte englische Recht habe einst mit einem notwendigen innovatorischen Eingriff in die Rechte des Adels oder des Monarchen seinen Anfang genommen.²⁸

Dieser prinzipielle Dissens von traditionsgebunden-konservativem Denken einerseits und innovativ-revolutionärem Willen andererseits wurde vertieft, als die Diskutierenden sich an der Wahlrechtsfrage festbissen und damit schnell zu den ökonomischen Grundlagen der politischen Herrschaft vordrangen. Henry Ireton zog die Konsequenz aus der Forderung des *Agreements* nach einer Reorganisation der Wahlbezirke unter demographischen Gesichtspunkten und schlussfolgerte, dass damit ein allgemeines Männerwahlrecht verbunden sei. Das wiederum unterlaufe jenes englische Fundamentalgesetz, demzufolge das Wahlrecht an Eigentumsqualifikationen geknüpft war. Keiner, der nicht ein "permanent fixed interest" habe, d. h. Grundbesitz oder die Mitgliedschaft in einer Handelskorporation oder Zunft nachweisen könne, habe ein Recht auf politische Mitsprache. Stimmrecht auch für die Masse der Eigentumslosen werde notwendig zur Abschaffung des Eigentums selbst führen.²⁹

Der agitator Sexby behauptete für die Gegenseite, dass die Soldaten im Bürgerkrieg ihr Leben für das Wahlrecht riskiert hätten. In seinem Verständnis schloss das Geburtsrecht das Wahlrecht ein. Das

²⁷ Zit. nach Gentles (Anm. 2), S. 205.

²⁸ Vgl. ebd., S. 206; Clarke Papers (Anm. 26), S. 246 f.

²⁹ Vgl. Gentles (Anm. 2), S. 209.

Geburtsrecht stellte durchaus eine Eigentumsqualifikation dar, wenn auch nicht in Form von Grundbesitz: Rechte und Freiheiten des frei geborenen Engländers waren Bestandteile des property. Es scheine aber nun, dass ein Mann nur dann Rechte habe, wenn er Land besitze: "Wenn wir kein Recht im Königreich haben, dann sind wir eine bloße Söldnerarmee".³⁰ Ein radikaler Colonel schlussfolgerte, die Soldaten seien von den grandes betrogen worden, hätten dazu beigetragen, sich selbst zu versklaven und den Vermögenden und Landbesitzenden die Macht im Staat zu sichern.³¹

Vordergründig standen sich in dieser Debatte zwei Wahlrechtskonzeptionen gegenüber; mit den Begriffen von Macpherson: Ein enges Grundbesitzer- bzw. Eigentumswahlrecht einer- und ein erweitertes Wahlrecht der Nicht-Bediensteten andererseits, denn auch die Levellers vertraten durchaus kein unbeschränktes Männerwahlrecht.³² Die weiterreichende Frage war jedoch: Was ist Freiheit und in welcher Beziehung steht sie zu Eigentum? Nach Auffassung der agitators und Levellers war jeder Engländer per Geburt Eigentümer, nämlich Eigentümer seiner Freiheit, d. h. seiner Unabhängigkeit vom Willen anderer. Er konnte dieses Eigentum "veräußern" oder verlieren, wenn er sich - etwa als Lohnarbeiter oder Armenunterstützung Empfangender - vom Willen eines anderen abhängig machte. Wenn Freiheit per se eine Besitzqualifikation darstellte, dann waren politische Partizipationsrechte von der Bindung an den Besitz materieller Güter gelöst. Das war in der Tat eine weitreichende Interpretation des Eigentumsbegriffs; Freiheit als Besitzqualifikation musste die gentry-grandes alarmieren, denn diese Definition entwertete die materielle Grundlage der politischen Macht ihres Standes. Was hier seitens der agitators und Levellers vorgetragen wurde, wies über die *Verteidigung* der traditionellen Rechte und Freiheiten des Volkes, wie sie am Beginn der parlamentarischen Widerstandsbewegung seit 1640 verstanden worden war, maßgeblich hinaus.

Den sozialkonservativen grandes waren nach den Putney-Debatten, und das war entscheidend, die in der Armee virulenten sozial-

³⁰ Agitator Sexby, vgl. ebd., S. 210. (Übs. T. Ü.).

³¹ Colonel Rainborowe, vgl. ebd., S. 210.

³² Vgl. C. B. Macpherson, Die politische Theorie des Besitzindividualismus. Von Hobbes bis Locke, dt. Frankfurt/Main 1973.

revolutionären Potentiale unzweifelhaft bewusst geworden. Als die Agitation der Levellers und new agents für das 1. *Agreement* in der Armee auf fruchtbaren Boden fiel, suspendierte die Armeeführung die Sitzungen des Generalrates und kommandierte die agitators zu ihren Regimentern ab - die Mitbestimmungsphase, das Experiment einer repräsentativen Armeeverfassung hatte ein Ende. Im November 1647 kam es bei einem Regimentstreffen zur Befehlsverweigerung, als einige Regimentsoffiziere und Soldaten offen für ein Basisvotum für das *Agreement* warben. Der Oberkommandierende ließ die Meuterei unverzüglich niederschlagen.

Die Offiziere hatten den Politisierungsprozess der Mannschaften im Jahr 1647 durch zögerliche Zugeständnisse und partielle Kooperation kanalisiert, instrumentalisiert und dann beendet. Dass sie ihn auch ein zweites Mal zu benutzen imstande waren, zeigten sie im folgenden Jahr.

3. Die Entpolitisierung der Armee nach der Einführung der Republik 1649

Nach dem Sieg der New Model Army im 2. Bürgerkrieg im Sommer 1648 stand die Armee vor ähnlichen Problemen wie 1647. Wieder petitionierten verschiedene Grafschaften für sofortige Demobilisierung, pöbelte in London der Mob für Staatskirche und Monarch, wieder begab sich das Parlament unverzüglich an die Herstellung der Einheitsfront von Commons, Lords und König gegen die Armee; wieder machte es den Fehler, die Soldzahlungen zu stornieren.

In den Mannschaften andererseits kursierten Leveller-inspirierte Petitionen, in denen die Bestrafung der Verantwortlichen für den erneuten Bürgerkrieg, allen voran des Königs, gefordert wurde. Auf die gängige Formel von "Charles Stuart, diese[m] Blutmenschen", ließ sich nunmehr vor allem in den Mannschaften apokalyptischer Hass konzentrieren.³³ Wiederum setzten sich die grandes an die Spitze der Bewegung, allerdings ohne sich noch einmal, wie im Jahr zuvor, auf Mitbestimmungsexperimente einzulassen. Vielmehr diskutierten sie mit Levellers, independenten Predigern und sympathisierenden Abgeordneten im Winter

³³ So u. a. auf einem Fastentreffen der Offiziere Lieutenant-Colonel William Goffe, zit. nach Gentles (Anm. 2), S. 246.

1648/49 zwei neue Verfassungsentwürfe und banden damit für einen entscheidenden Zeitraum radikale Energien.

Anders als im Jahr zuvor kam es am 6.12.1648 zur Säuberung des Unterhauses von kompromissbereiten Parlamentariern durch die Armee. Prozess, Todesurteil und Hinrichtung des Königs im Januar waren im engen Gebetskreis der *grandees* vorentschieden. Die Revolution von 1648/49 wurde von den Befehlshabern inszeniert, sie war ein Staatsstreich, den die Generäle in eine endzeitliche Perspektive stellten: So konnten sie die Ungeheuerlichkeit der Vorgänge als notwendige Vorbereitung auf die Heraufkunft des Gottesreiches vor sich selbst und den konsternierten Zeitgenossen begründen; zugleich waren sie vermittels dieses Sinnstiftungsangebots in der Lage, das vor allem in den chiliastisch gestimmten Mannschaften verbreitete Bedürfnis umfassender Erneuerung vorübergehend zu befriedigen. Mit dem Staatsstreich gelang es den Offizieren, die mögliche zweite, die demokratische Revolution von unten zu verhindern und so den Machtkampf im Rahmen eines Elitenkonflikts zu halten. Für Ireton, schreibt Robert Ashton, "regicide was rightly the lesser political revolution undertaken to avoid a greater social revolution", war der Königsmord "die geringere Revolution".³⁴

Folgerichtig blieb die im Frühjahr 1649 tröpfchenweise eingeführte Republik ohne demokratische Substanz, ohne sicheres Fundament in Form eines *Agreements* und Sicherung der Freiheitsrechte, von anderen Reformen zu schweigen. "Wir wurden zuvor von einem König, Lords und Commons regiert, nun von einem General, einem Kriegsgericht und dem Unterhaus; und wir fragen euch: was ist der Unterschied?" heißt es in einem Leveller-Pamphlet. Rufe nach agitators und einer Wiederbelebung des General Council wurden laut.³⁵

Um die Agitation der Levellers und die Forderungen radikaler Offiziere und Mannschaften nach der zweiten, der demokratischen Revolution zu unterbinden, beschnitten die Oberkommandierenden Ende Februar 1649 das Petitionsrecht und verboten Soldatenversammlungen. Eine Petition verschiedener Kavalleristen forderte am 1. März 1649 vom Oberbefehlshaber die Rücknahme dieser Ver-

³⁴ Robert Ashton, *The English Civil War. Conservatism and Revolution 1603-1649*, London 1978, S. 348.

³⁵ Zit. nach Hill (Anm. 4), S. 108 (Übs. T. Ü.).

fügung, die wie diejenige des Parlaments im Jahr zuvor als willkürliche Aberkennung eines Freiheitsrechts verstanden wurde. Die Erfahrungen der Mitbestimmungsphase hatten die Mannschaften geprägt: "In the point of petitioning we expect your encouragement, and not to have manacles and fetters laid upon it. [...] It is a perfect freedom therein we desire, not therein subjected under the gradual negative voices of a captain, a colonel, you excellency, or this council [...] We had rather that in plain terms you would deny us our right of petitioning, and pronounce and proclaim us absolute slaves and vassals to our officers than secretly to rob us the right itself."³⁶ Ein Kriegsgericht verurteilte die Unterzeichner wegen des Gebrauchs provozierender Worte zu demütigenden Strafen.

Die im März beginnenden und bis September andauernden so genannten Leveller-Aufstände verschiedener Truppenteile basierten auf dem Vorwurf der Soldaten, die Generäle hätten den Bund vom Juni 1647 gebrochen. Ohne einen die Freiheit sichernden Gesellschaftsvertrag, ohne demokratische Erneuerung war die Republik eine kaum verhüllte militärische Erziehungsdiktatur. Dieser neuerlichen Tyrannei gegenüber sahen sich die meuternden Mannschaften als Repräsentanten des Volkes im legitimen Widerstand.

Den entscheidenden Sieg über die Meuterer errangen Fairfax und Cromwell in Burford im Mai 1649. Mit diesem "Kronstadt der englischen Revolution", wie es genannt worden ist³⁷, hatte Cromwells Armee ihre revolutionäre Phase hinter sich; die Bewegung der Levellers war am Ende, die Armee blieb bis 1659 als stehendes Heer gefügiges Instrument der Armeeführung. Es war den *grandees* innerhalb von 2 Jahren zweimal gelungen, die revolutionäre politische Energie der Mannschaften zu kanalisieren und für die eigenen Zwecke zu instrumentalisieren. Nach der Machtergreifung war eine politische Armee nicht mehr opportun, das Bündnis mit den Mannschaften nicht mehr notwendig. Gentry-Parlamentarier, Londoner City und Oligarchie waren beruhigt, die Zeit revolutionärer Experimente und Ständeschränken sprengender Bündnisse war vorüber. Die *grandees*, die zwar radikale Puritaner, aber eben gentry-Puritaner waren, hatten sich, so schien es, der Verpflichtungen ihrer Stammbäume besonnen.

³⁶ Resolution of the Private Soldiery an Fairfax und das council of officers, zit. nach Firth (Anm. 3), S. 362.

³⁷ Schröder, Levellers (Anm. 24), S. 494.

Für Cromwell kam der Sieg von Burford dem Erwachen aus einem Albtraum gleich. Wäre es anders gekommen, so bekundete er am 26. Mai 1649 im House of Commons, wäre England Zeuge einer allgemeinen Erhebung von "discontented persons" geworden, "servants, reformadoes [and] beggars". Diese hätten sich angeschickt, "[to] cast off all government and chosen amongst themselves to have made new laws". Sie hätten alle Richter und Geistlichen ermordet. Schließlich hätten sie das Privateigentum abgeschafft und den Grundbesitz vergesellschaftet.³⁸

³⁸ Zit. nach Gentles (Anm. 2), S. 349.

Peter Blastenbrei

Literaten und Soldaten

Die Militärkritik der deutschen Aufklärung (Teil 1)

In den letzten anderthalb Jahrzehnten haben die historischen Bedingungen von Krieg und Militär in Deutschland um 1800 eine erfreulich breite Aufmerksamkeit erfahren. Wie sich dabei gezeigt hat, hatten nicht wenige Diskussionsthemen der preußischen Reformzeit und der Befreiungskriege, wie die immanente Reform der Militärorganisation, die Rolle des Patriotismus innerhalb des Militärs und die Neubewertung des Krieges in der einen oder anderen Form unerwartet lange Wurzeln und waren von einzelnen Publizisten der Spätphase der deutschen Aufklärung um 1790, vielfach reformorientierten Offizieren, teilweise bis ins Detail vorformuliert worden.¹

Zwei andere, insofern verwandte Themen der zeitgenössischen Diskussion, als auch sie um Krieg und Frieden, Militär und Gesellschaft kreisten, sind demgegenüber eher in den Hintergrund getreten. Neben der im deutschen Sprachraum zwischen 1712 und 1795 intensiv und fruchtbar geführten Auseinandersetzung um den ewigen Frieden,² ist hier vor allem die Kritik der deutschen

¹ Johannes Kunisch, Friedensidee und Kriegshandwerk im Zeitalter der Aufklärung, in: *Der Staat* 27 (1988), S. 547-568; ders., Von der gezähmten zur entfesselten Bellona. Die Umwertung des Krieges im Zeitalter der Revolutions- und Freiheitskriege, in: *Kleist-Jahrbuch 1988/89*, S. 44-63; ders., Das "Puppenwerk" der stehenden Heere. Ein Beitrag zur Neueinschätzung von Soldatenstand und Krieg in der Spätaufklärung, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 17 (1990), S. 49-83; ders., Die Denunzierung des Ewigen Friedens. Der Krieg als moralische Anstalt in der Literatur und Publizistik der Spätaufklärung, in: *Die Wiedergeburt des Krieges aus dem Geist der Revolution. Studien zum bellizistischen Diskurs des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts*, hrsg. von J. Kunisch und Herfried Münkler, Berlin 1999 (Beiträge zur Politischen Wissenschaft, 110). Die ersten drei Titel sind nachgedruckt in: J. Kunisch, *Fürst - Gesellschaft - Krieg. Studien zur bellizistischen Disposition des absoluten Fürstenstaates*, Köln, Weimar, Wien 1992.

² Kurt von Raumer, *Ewiger Friede. Friedensaufrufe und Friedenspläne seit der Renaissance*, Freiburg/München 1953 (= *Orbis Academicus. Geschichte der politischen Ideen in Dokumenten und Darstellungen*); Günther Siefarth, *Das Problem der Friedenssicherung in der deutschen Publizistik des achtzehnten Jahrhunderts*, masch. Diss., Freiburg 1954; Wilhelm Janssen, Stichwort "Friede", in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hrsg. von Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Kosellek, Bd. 2,

Aufklärer an konkreten Erscheinungsformen des Heerwesens der absolutistischen Fürstenstaaten gemeint. Doch scheint diese Militärkritik, sofern sie als von der Friedensdiskussion geschiedene, eigenständige Thematik überhaupt wahrgenommen wird,³ noch immer unter dem Verdikt Werner Conzes von 1978 zu stehen, für den ihre Träger allzu sehr "militärfern und militärabgeneigt lebten", um ihre kritischen Einwände sachgerecht vorzubringen.⁴ Inwieweit ein solches Verdikt aber tatsächlich inhaltlich gerechtfertigt ist, lässt sich vorerst nicht recht nachprüfen, da die historische Auseinandersetzung mit dem Phänomen der deutschen Militärkritik des 18. Jahrhunderts bisher weitgehend ausgeblieben ist. Soweit sich die ältere Forschung mit kritischen Einwänden gegen das Militär der absoluten Fürstenstaaten beschäftigte, tat sie dies auf einer regional, chronologisch und soziologisch allzu schmalen Quellenbasis, die ihre Ergebnisse verzerren musste.⁵ Drängende Fragen sind dabei offen geblieben. War Militärkritik wirklich nur die Diskussion über notwendige immanente Reformen unter aufgeklärten Offizieren? Wie stand die Kritik an militärischen Einrichtungen zur zeitgleichen Friedensdiskussion? Waren beide Themenkreise wenigstens in der Zielvorgabe identisch? Oder gab es gar Verbindungslinien von

Stuttgart 1975, S. 567-572; Ewiger Friede? Dokumente einer deutschen Diskussion um 1800, hrsg. von Anita und Walter Dietze, München 1989. Zur gleichzeitigen Friedensdiskussion in anderen europäischen Ländern: Elizabeth V. Souleyman, *The Vision of World Peace in Seventeenth and Eighteenth Century France*, New York 1941; Ivo Biagianni, *Dalla "paix perpétuelle" alla neutralità generale: l'opera di Saint-Pierre in Italia nel XVIII secolo*, in: *Rivista storica italiana* 110 (1998), S. 222-250; Michael Schippan, *Katharina II. und die Rezeption des europäischen Friedensdenkens im Zarenreich*, in: *Katharina II., Russland und Europa*, hrsg. von Claus Scharf, Mainz 2001 (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abteilung Universalgeschichte, hrsg. von Heinz Duchhardt, Beiheft 45), S. 251-274.

³ Kunisch/Münkler, *Wiedergeburt* (Anm. 1), Vorwort, S. V f.

⁴ Werner Conze, Stichwort "Militarismus", in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hrsg. von Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Kosellek, Band 4, Stuttgart 1978, S. 7 und 9-11. Bemerkenswert ist hier nicht zuletzt auch die konservative rhetorische Figur des unberechtigten, weil fachfremden Kritikers.

⁵ Max Lehmann, *Scharnhorst, Erster Theil*, Leipzig 1886, S. 62 und 66-71; Reinhard Höhn, *Revolution, Heer, Kriegsbild*, Darmstadt 1944, S. 54 f., 77-84 und bes. 154-159. Während Lehmanns Beschränkung auf das Umfeld der frühen Schriften Scharnhorsts durchaus sinnvoll erscheint, verzichtet Höhn trotz seiner breiteren Fragestellung ganz auf eine Darstellung der bürgerlichen Militärkritik, nicht aber auf ihre polemische Abfertigung.

der Militärkritik zum neuen bellizistischen Diskurs um 1790, wie es einzelne Passagen bei den Vertretern des letzteren nahe zu legen scheinen?⁶

Zur Beantwortung dieser Fragen soll es hier vorerst um die Themen der aufklärerischen Militärkritik in Deutschland gehen, wie sie sich bis zum Ausbruch der Revolutionskriege 1792 entwickelt haben. Die meisten der im folgenden gesammelten Angriffe und Veränderungsvorschläge zum absolutistischen Militärsystem stammen aus dem regionalen Kontext Süddeutschlands, ohne dass dies beabsichtigt gewesen wäre. Möglicherweise aber traten vor dem Hintergrund von Klein- oder Mittelstaaten, denen die Rechtfertigung ihrer Militärapparate durch kriegerische Erfolge verwehrt war, immanente Defekte des Militärsystems umso deutlicher ans Licht.

Es waren im Wesentlichen drei Themenkomplexe in Verbindung mit den stehenden Heeren der Zeit, die die Angriffe aufklärerischer Denker und Schriftsteller herausforderten:

die volkswirtschaftlichen Probleme der übermäßigen Militärausgaben und des Abzugs produktiver Arbeitskräfte aus Landwirtschaft und Handwerk,

das Militär als ernsthafte Bedrohung für das entstehende bürgerliche Lebensmodell, insbesondere für die bürgerliche Ehe und Familie

und schließlich die harte und unmenschliche Behandlung der Soldaten im Militärsystem der Zeit.

Gehen wir chronologisch vor, so hat das stehende Heer zuerst wegen seiner Kostspieligkeit die Aufmerksamkeit der frühen Aufklärer erregt.

So reihte der kursächsische Kommerzienrat Paul Jakob Marperger (1656-1730), einer der ersten deutschsprachigen Betriebswirtschaftler⁷ und, soweit zu sehen ist, der erste vorsichtige Militärkritiker in Deutschland, das stehende Heer neben dem Luxus der Höfe und den Kosten der Außenpolitik konsequent unter die Ursachen für die Verarmung eines Landes ein:

⁶ Wilhelm von Humboldt, Ueber die Sorgfalt des Staates für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde, in: Berliner Monatsschrift 20 (1792), S. 350-352; Kunisch, "Puppenwerk" (Anm. 1), S. 62-66; ders., Denunzierung (Anm.1), S. 67.

⁷ Hans Jaeger, in: Neue Deutsche Biographie 16 (Berlin 1990), S. 234 f.

"Die vierdte Ursache seynd die heutigs Tags manche Städte und Länder sehr drückende Ausgaben, welche aber fast keine Aenderung oder Erleichterung zulassen wollen, so lang noch Potentaten und Herren bey dem heutigen kriegerischen und regiersüchtigen Seculo, wann sie anders ihre Länder vor feindlichen Überfallungen schützen oder auf dem Kriegs-Theatro nicht ungewaffnet erscheinen wollen, einen kostbaren militem auf den Beinen halten [...]"⁸

Im Militärbereich schienen also die Ressourcen zu liegen, die ansonsten für die Durchführung von Reformen und zur Hebung der Lebensqualität der Untertanen fehlten. So verwundert es doch ein wenig, dass sich gerade dieser Kritikpunkt bei aller Konsensfähigkeit kaum weiterentwickeln ließ. Er wurde im Lauf des 18. Jahrhunderts immer wieder beiläufig gestreift, aber nie gründlich diskutiert. Was etwa der kurpfälzische Kommerzienrat Heinrich Daniel Bingner (1730-1813)⁹ 1779 schrieb, klang bei schärferer Formulierung in der Sache noch genauso wie bei Marperger und war in der Zwischenzeit von zahlreichen Aufklärern so oder ähnlich wieder aufgenommen worden:

"[...] in einem so militärischen Jahrhunderte, als das unsrige ist, wo in den grosen Staten dem armen Unterthanen die lezte Lebensnahrung ausgepresset wird, um mit solcher in Uebermas gedungene Krieger zu mästen [...]"¹⁰

Nur ein Autor nach Marperger hat sich intensiver und auch origineller mit dem Problem der gesellschaftlichen Kosten der stehenden Heere beschäftigt, der baltische Schriftsteller Jakob Heinrich

⁸ P. J. Marpergers Königl. Polnischen und Chur=Sächsischen Hof= und Commerzien=Raths, ..., Dritte Fortsetzung Der in allen wohl=policirten Ländern und Städten so höchst=nothwendigen Armen=Versorgung Und zwar diesesmahl in Aufrichtung eines Generalen Armen=Directorii, Almosen=Amts, oder Armen=Cassa ..., Dresden (1733) (fotom. Ndr. Leipzig 1977), S. 134.

⁹ Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller, angefangen von Georg Christoph Hamberger, fortgeführt von Johann Georg Meusel, Bd. 1, 5. Auflage, Lemgo 1796 (Ndr. Hildesheim 1965), S. 304; Bd. 17, 5. Auflage, Lemgo 1820 (Ndr. Hildesheim 1966), S. 173; Klaus Gerteis, Bürgerliche Absolutismuskritik im Südwesten des Alten Reiches vor der Französischen Revolution, Trier 1983 (= Trierer Historische Forschungen, 6), S. 109-112.

¹⁰ B-r (= H. D. Bingner), Zufällige Gedanken bei Lesung Herrn Embsers Widerlegung des Entwurfes vom ewigen Frieden, in: Rheinische Beiträge zur Gelehrsamkeit, Mannheim 1779, Erster Band, S. 203.

von Lilienfeld (1716-1785).¹¹ Lilienfeld, mit seinem breiten denkerischen Zugriff auf alle Aspekte des Problems vielleicht der bedeutendste deutschsprachige Militärkritiker des 18. Jahrhunderts überhaupt, veröffentlichte 1767 in Leipzig anonym den Entwurf einer europäischen Friedensordnung.¹² Damit steht er in der Tradition der von dem französischen Abbé Charles-Irenée Castel de Saint-Pierre (1658-1743)¹³ angestoßenen Diskussion, verbindet aber in singulärer Weise beide Diskurse, Militärkritik und dauerhafte Friedensordnung. Sehr viel ausführlicher als Marperger und alle anderen, die die volkswirtschaftliche Belastung von Militär und Krieg in einem Nebensatz abhandelten, schilderte Lilienfeld die Lasten, die vor allem die Landbevölkerung in Krieg und Frieden für das stehende Heer zu tragen hatte. Lilienfeld zeigte, dass darunter nicht nur Steuerlasten zu verstehen waren, sondern im Fall der Bauern eine Vielzahl weiterer Auflagen in Naturalien, im Transportbereich, bei Einquartierungen, bei der Verpflegung von Mensch und Tier und durch die Störung zyklischer landwirtschaftlicher Arbeiten.¹⁴

Lilienfeld wies aber zugleich auf einen weiteren volkswirtschaftlichen Aspekt des Heerwesens hin, der zu dieser Zeit nicht mehr ganz originell war, aber nach dem Siebenjährigen Krieg an Gewicht gewonnen hatte, die Bindung von produktiven Arbeitskräften im stehenden Heer. Dieses Argument hatte augenscheinlich eine doppelte Wurzel innerhalb des aufklärerischen Diskurses, neben der volkswirtschaftlichen eine moralische, die ganz besonders dazu beigetragen hat, gerade diesen Gedanken zu verbreiten. Schon 1740, kaum zehn Jahre nach Marpergers Schrift, schrieb der gelehrte Frankfurter Patrizier Johann Michael von Loen (1694-1776) in

¹¹ Lilienfelds Leben bleibt bis heute erstaunlich schemenhaft. Daran ändert leider auch die neueste biografische Skizze nichts: Jakob Heinrich von Lilienfeld (1716-1785). Der baltische Dichter und politische Schriftsteller. Eine Auswahl aus seinen Werken, hrsg. von Werner H. Preuß, St. Ingbert 1997, S. 240-242. Zu den von Preuß gesammelten älteren biografischen Artikeln ist zu ergänzen: A. Gel'vich, Jakov'-Genrich fon-Lilienfel'd, in: Russkij Biografičeskij Slovar, Tom' 22, Sankt Petersburg 1914, S. 432 f.

¹² Neues Staats-Gebäude. In drey Büchern von L***, Leipzig 1767. Auszüge daraus bei Lilienfeld (Anm. 11).

¹³ Raumer, Friede (Anm. 2), S. 127-132; Siefarth, Friedenssicherung (Anm. 2), S. 7 f.; Michel Prevost, in: Dictionnaire de Biographie Française 7 (1956), col. 1350.

¹⁴ Lilienfeld, Staats-Gebäude (Anm. 12), S. 15-19 und 21-24; Lilienfeld (Anm. 11), S. 93-97 (nur Auszug).

seinem utopischen Roman "Der Redliche Mann am Hofe" die folgenden Sätze über das Militär in einem schlecht regierten Staat nieder:

*"Den Soldaten war die Zeit und sie dem Staate zur Last; sie waren bloße Müßiggänger, und wenn sie etwas taten, so geschahes solches zu ihrem und anderer Leute Verderben."*¹⁵

In seinem christlich-aufklärerischen Idealstaat werden die Soldaten dagegen mit sinnvollen Arbeiten zum Nutzen der Gesellschaft beschäftigt, hier bei der Gründung der Mustersiedlung Christianopolis:

*"Der Fürst hatte vier- bis fünfhundert müßige Soldaten; diese ließ er zusamt so vielen Landleuten aufbieten, und durch dieselbe auf zwei bis drei Meilen den Wald aushauen."*¹⁶

Das Problem des Müßiggangs der Soldaten auf Staatskosten, auf Kosten der Gesellschaft, wie es hier mit wenigen Sätzen skizziert wird, beschäftigte Loen um 1740 auch in mehreren theoretischen Schriften. Sein 1743 auf Französisch veröffentlichter Essay "Le Soldat ou le Metier de la Guerre"¹⁷ ebenso wie eine 1738 entstandene, aber erst 1751 veröffentlichte deutsche Vorstudie dazu¹⁸ warnen vor dem Müßiggang als Gefahr für Disziplin und Tapferkeit der Truppen und als Ursache für weitere, noch schlimmere Übel wie Alkoholismus, Unzucht und Glücksspiel.¹⁹ Als Gegenmittel empfahl Loen den Kommandeuren, ihre Untergebenen in ihren angestammten Handwerksberufen arbeiten zu lassen oder auch,²⁰ sollten sie verständig genug sein, auf sinnvolle Lektüre zu

¹⁵ Der Redliche Mann am Hofe; Oder die Begebenheiten Des Grafens von Rivera. In einer auf den Zustand der heutigen Welt gerichteten Lehr- und Staats-Geschichte. Vorgestellet von Dem Herrn von ***, Frankfurt MDCCXLII (=1740), hrsg. von Karl Reichert, (= Deutsche Neudrucke, Reihe: Texte des 18. Jahrhunderts, Stuttgart 1966), S. 21.

¹⁶ Loen, Der Redliche Mann (Anm. 15), S. 301 f.

¹⁷ Le Soldat ou Le metier de la guerre considéré comme le metier d'honneur avec un essai de Bibliotheque militaire par Monsieur de **, Francfort MDCCXLIII, 21752. Deutsche Übersetzung unter dem Titel: Der Soldat oder der Kriegs-Stand betrachtet als Stand der Ehre, Frankfurt, Leipzig 1744.

¹⁸ Der Soldat, in: Des Herrn von Loen gesammlete kleine Schriften, besorgt und herausgegeben von J. C. Schneidern, Dritter Theil, Frankfurt, Leipzig 1751 (Ndr. Frankfurt 1972), S. 248-307.

¹⁹ Loen, Le Soldat (Anm. 17), S. 56-58

²⁰ Loen, Le Soldat (Anm. 17), S. 61-70; ders., Der Soldat (Anm. 18), S. 284 f.

verweisen.²¹ Loen vertrat hier ein christlich begründetes, aber auch ansonsten bei deutschen und französischen Aufklärern gängiges bürgerliches Arbeitsethos.²²

Das stehende Heer im Frieden, bei Loen oder Lilienfeld eine überaus kostspielige Ansammlung arbeitsfähiger junger Männer ohne vernünftige Beschäftigung, verknüpfte damit unauflöslich das volkswirtschaftliche mit dem moralischen Problem. Einen Sinn konnte das Ganze nur dann gewinnen, wenn der Müßiggang, hier nun tatsächlich als aller Laster Anfang verstanden, in engen Schranken gehalten wurde. Das war durch den Einsatz der Soldaten in gesellschaftlich notwendigen Infrastrukturmaßnahmen möglich, letztlich also als Äquivalent für die immensen volkswirtschaftlichen Kosten der Rüstung. Schenkte man eher dem moralischen Aspekt des Problems seine Aufmerksamkeit, so genügte es, die Soldaten ihre *petits métiers* betreiben oder sie *se préter aux travaux des citoyens des lieux où ils sont en quartier* zu lassen.²³ Nach den Quellen des letzteren Gedankens muss man im Übrigen bei Loen nicht lange fahnden. Der Autor hatte als junger Mann lange genug im Berlin Friedrich Wilhelms I. gelebt,²⁴ um das System der beurlaubten, mit allerlei Hilfsarbeiten beschäftigten preußischen Soldaten zu kennen.

Erst dreißig Jahre später hat der aus Riga stammende, um diese Zeit am Oberrhein lebende Jakob Michael Reinhold Lenz (1751-1792),²⁵ einer der bedeutendsten Dramatiker des Sturm und Drang, dieses Modell in scharfer Form für untauglich erklärt, ohne allerdings die preußische Armee explizit zu nennen. Seine 1776 entstandene Schrift "Über die Soldatenehen", die dieses Verdikt enthält, war zu ihrer Entstehungszeit wegen der Schärfe der Diktion wie wegen des

²¹ Loen, Der Soldat (Anm. 18), S. 287.

²² Werner Conze, Stichwort "Arbeit", in Geschichtliche Grundbegriffe (Anm. 4), Bd. 1, Stuttgart 1972, S. 167-174. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel für die rhetorische Hochschätzung der (manuellen) Arbeit ist die "Oraison funèbre d'un paysan" im 43. Kapitel von Merciers überaus erfolgreichem utopischem Roman "L'an 2440": Louis-Sébastien Mercier, *L'an deux mille quatre cents quarante. Rêve s'il en fût jamais*, éd. par Raymond Trousson, Paris 1971, S. 416-419.

²³ Le Soldat (Anm. 17), S. 61 f.

²⁴ Siegfried Sieber, Johann Michael von Loen, Goethes Großoheim (1694-1776), sein Leben, sein Wirken, und eine Auswahl aus seinen Schriften, Leipzig 1922, S. 14.

²⁵ Hans-Gerd Winter, J. M. R. Lenz, Stuttgart 1987 (= Sammlung Metzler, 233). Zur Entstehung von Lenz' relevanten Dramen am Oberrhein: Ebd., S. 64-68 und 70-74.

unverhüllten Ideals einer Bürgerarmee für eine Veröffentlichung nicht geeignet; sie erschien erst 1913 im Druck.²⁶ Wie eine böse Karikatur auf die selbstbestimmte und gesellschaftlich nützliche Berufstätigkeit der Vaterlandsverteidiger, wie sie Lenz vorschwebte, mussten ihm die *petits métiers* des Soldaten vorkommen, der *"jetzt elender, weibischer und doch verächtlicher als die geringsten Tagelöhner Knötgen macht, Strümpfe strickt und Blondes klöpfelt, um eine Kanne Wein zu trinken, die ihm am folgenden Tag wieder aus den Rippen gepeitscht wird."*²⁷

Doch auch einem glühenden Preußen-Bewunderer wie Johann Kaspar Riesbeck (1749-1786)²⁸ entlockte dieser Aspekt des Berliner Soldatenlebens um 1780 nur noch ein ambivalentes Lob:

*"Man kann zu allem einen Soldaten um ein kleines Geld haben. Sie putzen die Schuhe, waschen, flicken, kuppeln und thun alles, was anderswo die Savoyarden und alten Weiber thun. Sie sprechen auch die Fremden – nicht um ein Almosen – sondern um ein Trinkgeld an, wofür sie sich aber gemeiniglich etwas zu essen kaufen, denn um ihren Durst zu löschen, hat die Spree Wasser genug."*²⁹

Dagegen hat das Gegenstück, der ständige Einsatz von Soldaten für gesellschaftlich nützliche Infrastrukturmaßnahmen, in den letzten Jahren vor dem Ausbruch der Revolutionskriege Befürworter unter höheren Berufsoffizieren gefunden. Benjamin Thompson, Graf von Rumford (1753-1814), amerikanischer Loyalist, Physiker, pfalz-bayerischer Kriegsminister und als solcher glückloser Reorganisator der Armee,³⁰ schlug der Regierung in München vergeblich vor, das gesamte Heer in kleine Posten entlang der Landstrassen verteilt für die Sicherheit und die Instandhaltung der Verkehrswege sorgen

²⁶ Jakob Michael Reinhold Lenz, Über die Soldatenehen, in: Werke und Briefe in drei Bänden, hrsg. von Sigrid Damm, Bd. 2, München, Wien 1987, S. 945 f.

²⁷ Ebd., S. 800.

²⁸ Fortsetzung und Ergänzungen zu Christian Gottlieb Jöchers allgemeinem Gelehrten-Lexiko [...] Anfangen von Johann Christoph Adelung... fortgesetzt von Heinrich Wilhelm Rotermund, Bd. 6, Bremen 1819 (fotom.Ndr. Hildesheim 1961), Sp. 2154 f.

²⁹ Briefe über Deutschland, von K. R., Letzte verbesserte Auflage, Bd. 3, Wien 1790, S. 10 f.

³⁰ N. Bauernfeind, in: Allgemeine Deutsche Biographie 29 (1889), S. 643-655; F. R., Dictionary of National Biography 56 (1898), S. 205-208; T. L. D., Dictionary of American Biography 9 (1936), S. 449-452; P. D. Thomas, American National Biography 21 (1999), S. 538-540.

zu lassen.³¹ Neben solchen Moral und Volkswirtschaft verbindenden Ideen blieb die rein volkswirtschaftliche Klage über den Entzug anderswo dringend gebrauchter Arbeitskräfte durch die Heere weiterhin im Repertoire militärkritischer deutscher Aufklärer.³²

Mit dem Argument des unproduktiven, aber kostspieligen und der Moral der Soldaten abträglichen Müßiggangs haben wir bereits das zweite der oben abgesteckten Teilgebiete des militärkritischen Diskurses betreten, das der Beeinträchtigung des entstehenden bürgerlichen Lebensmodells durch die stehenden Heere.

Schon Loen, der in den Anfangsjahren des Österreichischen Erbfolgekrieges an seinem Wohnort Frankfurt genügend einschlägige Erfahrungen gemacht hatte, geißelte die zeitgenössische Soldateska mit scharfen Worten:

"Ce sont des Soldats mercénaires, pris de la lie du peuple, difficiles à être disciplinés, pour la plupart brutaux, féroces, yrognes, faineans, que se croient tout permis, qui commettent les plus grands désordres, qui troublent l'Etat, qui vivent pour faire du mal, & qu'on envoie à la guerre pour décharger la société de ce qu'il y a de plus impur & de plus méprisable. [...] Quel spectacle de voir les nouvelles levées qui se font chés nous: une troupe des furieux ne sauroient agir avec plus de rage & de dissolution. Des étourdis, des vauriens, des yrognes, des vagabonds, des boémiens, des filoux, des voleurs de grand chemin; enfin tout ce qu'il y a de plus infame est ramassé pour faire des récrues, pourvu que tout cela ait une figure

³¹ Benj. Grafen von Rumford kleine Schriften politischen, ökonomischen und philosophischen Inhalts, Nach der zweyten vermehrten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt, und mit neuen Beylagen bereichert, hrsg. von F. J. Bertuch, Erster Band, 2. Aufl., Weimar 1800, S. 481-484 No. 4. Ähnliche Initiativen Thompsons, ohne dass allerdings der theoretische Kontext erkannt wäre, bei: Günther Ebersold, Rokoko, Reform und Revolution. Ein politisches Lebensbild des Kurfürsten Karl Theodor, Frankfurt a. M., Bern 1985, S. 208 und 210.

Thompson nimmt in Ansätzen die Neudefinition der gesellschaftlichen Rolle der Streitkräfte vorweg, wie sie im 20. Jahrhundert in manchen Ländern der Dritten Welt versucht worden ist. Vgl. etwa die zusätzliche Aufgabenstellung der mexikanischen Armee nach dem Gesetz von 1971 neben dem eigentlichen Verteidigungsauftrag (Aufforstung, Alphabetisierung, Instandhaltungsmaßnahmen an öffentlichen Gebäuden, polizeiliche Hilfsaufgaben): Enciclopédia de Mexico, ed. por José Rogelio Alvarez, Tomo 2, Ciudad de México 1977, S. 576 f.

³² So bei C. F. D. Schubart, Deutsche Chronik 8.1.1776, in: Wilfried F. Schoeller, Schubart. Leben und Meinungen eines schwäbischen Rebellen, Berlin 1979, S. 147 f.

humaine, des piés, des jambes, des bras & des épaules pour porter le mousquet [...] un amas de vagabonds & de Vauriens, qui ne connoissent aucun vrai devoir, qui ne sont disciplinables qu'à force des coups & des chatimens: Soldats qui plongés dans une oisiveté afreuse péchent par nécessité parce qu'ils n'ont aucun travail."³³

Anderthalb Jahrzehnte später wiederholte er seine Vorwürfe nochmals in deutscher Sprache:

"Der Soldat soll der menschlichen Gesellschaft nicht zur Quaal und zum Schaden, sondern zum Schutz und Sicherheit dienen. [...] Allein, so lange man darzu allerhand liederliches und ehrloses Gesindel aus allen Winkeln der Erde zusammen wirbet: so lange man darzu nur wilde und, müssige und viehische Pursche nimmt, die sonst nichts taugen, als daß sie das Schieß-Gewehr handthieren, den Ranzen schleppen, und den Landmann plagen können; so lange die Befehlshaber selbst weder den Krieg verstehen, noch die wahre Ehre können; so lange der Soldat überhaupt die verkehrte Einbildung heget, er dürfte nichts lernen, und hätte mehr Freyheit als andere Menschen, wider alle Gesetze und gute Sitten zu handeln. So lange ist er der Erden ein Fluch, und die Schande des menschlichen Geschlechts."³⁴

Worauf es ihm ankam, war also nicht die Klage über Übergriffe von Soldaten auf die Zivilbevölkerung im Krieg, wie sie seit dem Dreißigjährigen Krieg immer wieder formuliert worden war. Loen kritisierte erstmals das Militär seiner Zeit als prinzipiellen Störfaktor der öffentlichen, der bürgerlichen Ordnung.

Louis-Sébastien Mercier (1740-1814), Autor des "Tableau de Paris"³⁵ und von der Generation des deutschen Sturm und Drang hochgeschätzter Dramatiker,³⁶ ließ in seinem Drama "Le Déserteur" von 1770 die Hauptfiguren wortreich den Einzug einer verbündeten Armee in eine Kleinstadt beklagen. Die deutsche Erstaufführung erfolgte noch im Entstehungsjahr in der kurpfälzischen Hauptstadt

³³ Loen, *Le Soldat* (Anm. 17), S. 160 f., 196 und 305.

³⁴ Des Herrn geheimden Rath von Loen Freye Gedanken von dem Hof, der Policey, gelehrten= bürgerlichen= und Bauren=Stand, von der Religion und einem beständigen Frieden in Europa [...], Ulm, Frankfurt, Leipzig, 1761, S. 17 f.

³⁵ Renate Chédin, L. S. Mercier: "Tablau de Paris". Eine kritische Betrachtung, Diss. München, München 1968, S. 23-75.

³⁶ Hanno Beriger, Mercier et le "Sturm und Drang", in: Louis-Sébastien Mercier précurseur et sa fortune. Recueil d'études sur l'influence de Mercier, sous la direction de Hermann Hofer, München 1977, S. 47-72.

Mannheim nach der Übersetzung des Verlegers Christian Friedrich Schwan, aus der die folgenden Zeilen stammen:

"Herr Hockart: Jezt haben wir es gut ! O unglückseliges Land ! Ewige Durchmärsche und Einquartirungen! Infanterie, Cavallerie, Dragoner, leichte Truppen, Husaren, Bagage, ein Zug vom Teufel. – Alles das kommt uns über den Hals ! – Das ist auch noch unser Ruin. [...]

Frau Lisimon: Was können wir aber machen ... Seitdem die Kriegssucht die ganze Welt angesteckt hat, und seitdem die großen Herren nur zur Lust Krieg führen, so sieht man eine Nation über die andere herfallen, und eine jede muß sich beständig bereit halten, entweder anzugreifen, oder sich zu verteidigen. [...] Aber lassen Sie uns einmal aufrichtig von der Sache reden. Was haben denn jene raubsüchtigen Truppen, die sich unsere Allirten und Beschützer nannten, was haben denn diese für uns gethan ? War es doch nicht anders, als ob sie nur deswegen zu uns gekommen wären, um ihren Feinden in der Kunst zu plündern zuvor zu kommen. [...] Seitdem ich auf der Welt bin habe ich schon mehr als zehnmal erlebt, daß der Krieg eine andere Gestalt gewonnen, und aus Freunden Feinde und wieder aus Feinden Freunde geworden sind. Wenn man Blut genug vergossen hatte, so zündete man Freudenfeuer an; man versöhnte sich wieder, nachdem man vorher alle ersinnliche Grausamkeiten gegen einander ausgeübet. Die Ursachen dieser blutigen Scenen blieben immer ein Geheimniß, und ich habe noch keinen Soldaten gefunden, der sich rühmen können, sie errathen zu haben."³⁷

Soldaten bedrohten also die öffentliche Ordnung und sie schädigten die Zivilbevölkerung statt ihr Sicherheit zu geben. Solange fürstliche Willkür über den Lauf des Krieges entschied, wussten diese Soldaten nicht einmal, wofür sie kämpften. Für den in jedem Fall geschädigten Bürger war damit der Unterschied zwischen Freund und Feind nicht mehr erkennbar.

Bei aller Schärfe der Formulierung blieben die meisten deutschsprachigen Aufklärer an diesem Punkt stehen. Wieder war es Jakob Heinrich von Lilienfeld, der den Kern des Problems mit der ihm ei-

³⁷ Der Deserteur, ein Schauspiel in fünf Aufzügen aus dem Französischen des Hrn. Mercier in einer freien Uebersetzung. In Mannheim zum erstenmal aufgeführt von den Churpälzischen Hof-Comödianten unter der Direction des Herrn Marchand, Mannheim 1770, S. 3-6. Das neu gegründete Mannheimer Nationaltheater hatte das Stück 1780 bis 1786 erneut im Repertoire: Friedrich Walter, Die Bibliothek des großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters in Mannheim 1779-1839. Katalog der gedruckten Bücher, Manuskripte und Musikalien der älteren Periode nebst einem Repertoire der Dalbergischen Zeit, Leipzig 1899, S. 385 Nr. 86.

genen prinzipiellen Schärfe herausgearbeitet hat. Loen hatte noch auf eine Verbesserung des Soldatenstandes durch eine christlich-aufklärerische geprägte Orientierung von Offizieren und Soldaten gehofft, die die Militärangehörigen in Krieg und Frieden von ihren schlechten Gewohnheiten abbringen sollte.³⁸ 25 Jahre später und nach den Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges hatte der baltische Autor für solche Vorstellungen nur noch Spott übrig. Für ihn handelte es sich nicht mehr um ein beherrschbares, letztlich technisches Problem des Militärstandes, sondern um ein grundsätzliches, unter den Bedingungen des absolutistischen Militärsystems nicht lösbares Problem mit gesamtgesellschaftlichen Auswirkungen. Die Verrohung der Soldaten sah Lilienfeld als umfassenden, finalen und unvermeidlichen Prozess, der sich zwangsläufig aus den Erfordernissen des zeitgenössischen Militärsystems selbst ergab und mit humanen Führungsprinzipien gleich welcher Art nicht zu beeinflussen war. Mit genüsslichem Sarkasmus malte er den Zusammenstoß zweier auf die Maximen der Bergpredigt verpflichteter Heere aus.³⁹ Wollte man einen seiner Zweckbestimmung gemäß brauchbaren Soldaten schaffen, so musste man ihm notgedrungen die Tugenden der bürgerlichen Welt austreiben und ihn letztlich für immer dieser Welt entfremden. Das Militärsystem machte daher nach seiner Auffassung nicht als Folge korrigierbarer Missstände, sondern seiner inneren Logik nach aus dem Soldaten einen im bürgerlichen Verständnis Asozialen, *"einen vollkommenen menschlichen Unmenschen, ein vernünftiges Ungeheuer, einen christlichen Barbaren."*⁴⁰ Ein Anfang der 1790er Jahre anonym schreibender aktiver Offizier griff diesen Gedanken wieder auf. Für ihn zog der Soldatenstand von vorneherein labile Charaktere an, die ihre Berufsausbildung wegen des immer offen stehenden sozialen Hintertürchens Militär-

³⁸ Loen, *Der Redliche Mann* (Anm. 15), S. 165-168; ders., *Le Soldat* (Anm. 17), S. 15-35; ders., *Der Soldat* (Anm. 18), S. 294 und 299-301. Trotz Loens Bewunderung für die Herrnhutergemeinschaften in der Wetterau weisen seine Vorschläge nicht unbedingt auf herrnhuterische Einflüsse, wie zuweilen angenommen wird (u. a. bei: Sieber, Loen (Anm.24), S. 37), sondern stehen in einer in der lutherischen Orthodoxie wurzelnden Tradition der inneren und äußeren Hebung des Soldatenstands. Siehe bes.: Johann Wilhelm Schmeißer, *Der Soldat und der Christ in der Person Herrn Carl Siegmund von Rautenkranz auf Rautenberg Hochfürstl. Sachs.Gothaischen General-Lieutenants ...*, Altenburg 1761, S. 87-95 und Anm. a, d, s, bb-dd, hh und ii.

³⁹ Lilienfeld, *Staats-Gebäude* (Anm. 12), S. 32.

⁴⁰ Lilienfeld, *Staats-Gebäude* (Anm. 12), S. 14.

dienst nicht ernst nahmen. Im Heer dann weiter verroht und an eine Existenz gewöhnt, "*die schon Leben zu seyn aufgehört hat*", wartete auf sie nach der Entlassung fast unvermeidlich die Laufbahn des Verbrechers bis hin zum Galgen.⁴¹

Wie verbreitet und langlebig dieser Gedanke war,⁴² zeigte noch im letzten Jahr des *siècle des lumières* ein ebenfalls anonymer fränkischer Autor. Da er unter konservativen Vorzeichen die deutschen Experimente mit der Volksbewaffnung kritisierte, blieb dieser Autor die eigentliche Kritik am stehenden Heer schuldig. Sein Allheilmittel war hier weiterhin "*die militärische Zucht, die in jedem Betrachte äusserst scharf seyn muß.*"⁴³ Dennoch lassen sich seine Einwände gegen die zeitlich begrenzte Einberufung von Bauern problemlos auf reguläre Soldaten übertragen:

*"Es ist unglaublich, wie schnell die mit dem Soldaten-Stande und dem Kriegs-Handwerke überhaupt verbundene Unthätigkeit, Müssiggang und die Ungebundenheit, die im Felde nothwendig eintritt, auch die beste Moralität des gesetzten Mannes angreifen. Die Unthätigkeit, die mit diesem Stande überall verbunden ist, nebst dem steten Beysammenseyn, zu welchem die Glieder desselben gezwungen sind, erzeugt nothwendig die gröbste Sittenlosigkeit [...]"*⁴⁴

Wie schon bei den genannten früheren Autoren folgen in diesem Beispiel dem Müssiggang die Sittenlosigkeit, Trunksucht, Spielleidenschaft und sexuelle Ausschweifungen. Die negativen Eigenschaften des Militärdienstes entfalteten ihre verderbliche Wirkung auf die gesamte Gesellschaft, wenn die aufgebotenen Bauern "*den Hang zur Liederlichkeit mit nach Hause bringen, nebenbey ihre Wirtschaft versäumen, sich an Heimlosigkeit gewöhnen ec.*" Nüchtern fasste er zusammen:

⁴¹ (Anonym) Versuch über die nachtheiligen Folgen der jetzigen Verfassung des Kriegsstandes überhaupt, und der InfanterieCorps insbesondere, in: StatsAnzeigen, hrsg. von August Ludwig Schlözer, 17 (1792), S. 59 f. und 65-67.

⁴² Die Furcht einfacher Leute, ihre Söhne kämen als liederliche Menschen vom Militär zurück, bezeugen auch militärfreundliche Autoren: (Anonym) Ob und wie man dem jungen Landmanne die Furcht vor dem Soldatenstande benehmen solle, in: Bellona. Ein militärisches Journal, hrsg. von Karl von Seidel, 10 (1783), S. 85 f.

⁴³ Der Fränkische Merkur 7 (1800), Sp. 729.

⁴⁴ Ebd., Sp. 730.

*"Es ist eine alte Erfahrung, die man in jedem Dörfchen machen kann, der Soldat, der in die bürgerliche Carriere zurücktritt, ist überall der schlechteste Bürger und Hauswirth."*⁴⁵

⁴⁵ Ebd. Soldatenfamilien als Ursache von Verelendung und Verwahrlosung der gesamten Gesellschaft: (Anonym) Versuch (Anm. 41), S. 61 f.

PROJEKTE

Gabriele Haug-Moritz

"Geschwinde Welt." Krieg und öffentliche Kommunikation -
zur Erfahrung beschleunigten historischen Wandels
im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation in der ersten
Hälfte des 16. Jahrhunderts (1542 - 1554)

Gefördert von der Fritz-Thyssen-Stiftung, Köln
(Förderungsbeginn: Januar 2002)

1. Thema: Während der Zusammenhang von Reformation und "Bürgerkrieg" in der belgischen, niederländischen und französischen Geschichtsschreibung integraler Bestandteil der Darstellungen zur Geschichte dieser Länder im 16. Jahrhundert ist,¹ wurde den mit dem Glaubenszwiespalt einhergehenden "unruhigen Läuften" im Reich bislang wenig Aufmerksamkeit zuteil. Und dies obwohl die Jahre 1542 bis 1554 von einem Kontinuum militärisch ausgetragener Interessengegensätze bestimmt waren,² die von den Zeitgenossen allesamt auch (nie nur) als Auseinandersetzungen wahrgenommen wurden, die durch den Konfessionsdissens evoziert wurden.

Am Anfang stand im Sommer 1542 der so genannte Wolfenbütteler Zug, d. i. der Krieg Kurfürst Johann Friedrichs von Sachsen und Landgraf Philipps von Hessen als Hauptleute des Schmalkaldischen Bundes gegen Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Ein Krieg, der mit der Okkupation des Herzogtums durch die schmalkaldischen Bündner endete. Dem ersten Braunschweiger

¹ Zuletzt in vergleichender Perspektive: Reformation, Revolt and Civil War in France and the Netherlands 1555-1585, hrsg. von Philip Benedict et al., Amsterdam 1999, insbesondere der Beitrag von: Nicolette Mout, Reformation, Revolt and Civil Wars. The Historiographic Traditions of France and the Netherlands, S. 23-34.

² Zur Geschichte dieser Jahre im Überblick vgl. die Handbuchdarstellungen von Heinrich Lutz und Alfred Kohler, Reformation und Gegenreformation, 4. Aufl., München 1997, S. 51-61; Horst Rabe, Reich und Glaubensspaltung. Deutschland 1500-1600, München 1989, S. 247-255, 258-293; Heinz Schilling, Aufbruch und Krise. Deutschland 1517-1648 o. O. o. J., S. 227-239; Luise Schorn-Schütte, Die Reformation. Vorgeschichte, Verlauf, Wirkung, München 1996, S. 85-88; Winfried Schulze, Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert 1500-1618, Frankfurt a. M. 1987, S. 146-157.

Krieg folgte, nachdem das Jahr 1544 durch eine "Krieg-in-Sicht-Krise" bestimmt war, 1545 die zweite militärische Auseinandersetzung um das Herzogtum Wolfenbüttel. Der Schmalkaldische Krieg, der als Achtexekutionskrieg Kaiser Karls V. gegen die Häupter des Schmalkaldischen Bundes geführt wurde - wurde zuerst in Süddeutschland (sog. Donaufeldzug, Juni bis November 1546), dann in Sachsen (sog. sächsischer Krieg, November 1546 bis April 1547) ausgefochten. Als Kampf um die Ergebnisse des Schmalkaldischen Krieges, wie sie insbesondere im Augsburger Reichstag 1548 festgeschrieben worden sind, wurden schließlich die Ereignisse der Jahre 1550 bis 1552 erfahren - die Konflikte um Braunschweig (1550) und Magdeburg (1548-1551), der so genannte Fürstenaufstand des Jahres 1552 und als sein Ergebnis der Passauer Vertrag. Wiewohl auch die kriegerischen Auseinandersetzungen mit Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach 1553/54, d. i. der Markgrafenkrieg, und dessen militantes Vorgehen gegen die fränkischen Bischöfe in engen Zusammenhang mit den militärischen Konflikten der Jahre 1546 bis 1552 gehören, war dieser Krieg der erste gewaltsam ausgetragene Interessengegensatz im Reich seit 1542, der infolge der seit 1552 grundsätzlich gewandelten reichspolitischen Konstellationen von den beteiligten Konfliktparteien als Auseinandersetzung gedeutet wurde, die jenseits des durch den Glaubenszwiespalt aufgeworfenen Reichsfriedensproblems lag. Mit dieser zeitgenössischen Sinngebung aber setzte sich 1553/54 eine Entwicklung fort, die sich schon in den Verhandlungen der protestantischen oppositionellen Fürstenpartei mit dem französischen König Heinrich II. im Vorfeld des Fürstenaufstandes 1551/52 anzukündigen begonnen hatte.

Erst die Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges mit seinen, was menschliches Leid, Sterben und Zerstörung anbelangt, viel weitreichenderen Wirkungen, haben dazu geführt, dass seit dem 18. Jahrhundert Krieg und Konfessionsdissens im Reich nahezu ausschließlich mit den kriegerischen Auseinandersetzungen der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Verbindung gebracht wurden - von der modernen Forschung in einer größeren Ausschließlichkeit als

von den handelnden Zeitgenossen, in deren Erfahrungswissen zumindest der Schmalkaldische Krieg noch lange präsent war.³

2. Erkenntnisinteresse: Nicht mit dem methodischen Instrumentarium der politischen Geschichtsschreibung, das primär auf die Untersuchung von Ereignisabläufen und kausalen Erklärungen zielt, nähere ich mich dem Forschungsgegenstand, sondern die Geschichte dieser Kriege als "kommunikative Ereignisse" steht im Zentrum des Arbeitsvorhabens. Das Projekt intendiert, einen Beitrag zur historischen Kommunikationsforschung zu leisten und wendet sich damit einem Forschungsfeld zu, das jüngst verstärkt Beachtung findet.⁴ Kommunikation wird im Zusammenhang dieses Arbeitsvorhabens weit, als vielschichtiger Verständigungsprozess über Wirklichkeit, verstanden, konkret: über die Friedlosigkeit im Reich der Jahre 1542 bis 1554. Damit wird ein Kommunikationsbegriff zugrunde gelegt, der Kommunikationsgeschichte nicht (wie in der Frühneuzeitforschung bislang vorrangig) eng, als Geschichte einzelner Medien, Verkehrsgeschichte usw. konzeptualisiert, sondern zum integralen Bestandteil einer sich als Kulturwissenschaft "neu" definierenden Geschichtswissenschaft⁵ macht.

Nur in ihrer medial vermittelten Form ist Kommunikation dem rückschauenden Betrachter greifbar. Im Rahmen des Projektes kommt den so genannten sekundären Medien ein zentraler Stellenwert zu. Sekundäre Medien sind solche, die eines Gerätes zur Herstellung des Mediums bedürfen, sei es wie bei den skriptographischen eines Schreibgerätes, bei den typographischen einer Druckerpresse oder bei den bildlichen (z. B.) eines Pinsels, auf Seiten des Empfängers jedoch ohne technische Hilfsmittel "gelesen"

³ Gabriele Haug-Moritz, *Der Schmalkaldische Bund (1530-1541/42). Eine Studie zu den genossenschaftlichen Strukturelementen der politischen Ordnung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation*, Leinfelden, Echterdingen 2002, S. 5-8.

⁴ Als Indikator mag auch das seit 1999 erscheinende "Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte" dienen.

⁵ Die aktuelle methodologische Debatte stärker wissenschaftshistorisch zu fundieren, was ihre Etikettierung als "neu" relativiert, wird jüngst von verschiedenen Seiten eingefordert, vgl. etwa: Klaus Schreiner, *Texte, Bilder, Rituale. Fragen und Erträge einer Sektion auf dem Deutschen Historikertag (8. bis 11. September 1998)*, in: *Bilder, Texte, Rituale. Wirklichkeitsbezug und Wirklichkeitskonstruktion politisch-rechtlicher Kommunikationsmedien in Stadt- und Adelsgesellschaften des späten Mittelalters*, hrsg. von dems. und Gabriela Signori, Berlin 2000, S. 1-15, hier: S. 4 f.

werden können. Sekundäre Medien überwinden bei der Vermittlung von Information Raum und Zeit, kurz: sie halten Information verfügbar und unterstützen Wahrnehmungs- und Erinnerungsprozesse. Im Bereich der sekundären Medien vollzieht sich der von North als "Kommunikationsrevolution" bezeichnete Vorgang, der mit der Erfindung der Druckerpresse erstmals Medien schuf, die "Massenkommunikation" ermöglichten und Informationen, zumindest idealiter, "öffentlich", d. h. allgemein zugänglich machten.⁶ Damit veränderte sich nicht nur die Reichweite von Kommunikation entscheidend, sondern auch die medialen Strukturen waren weitreichendem Wandel unterworfen. Das Verhältnis der neuen-sekundären, zu den alten-primären so genannten "Menschenmedien" bedarf in kommunikationsgeschichtlicher Perspektive genauerer, bislang nicht geleisteter Erörterung. Und mag so auch umstritten sein, ob der Übergang von den scripto- zu den typographischen sekundären Medien von so weitreichender Bedeutung war wie meist vorgestellt, wenn es um die auf Öffentlichkeit zielende Kommunikation geht, unterliegt ihr "revolutionärer" Charakter keinem Zweifel.

Insbesondere die germanistische und historische Spätmittelalterforschung, aber auch die Reformationsgeschichtsschreibung haben unser Augenmerk darauf gelenkt, dass Kommunikation nicht auf die sprachlich erfasste und gedeutete Wirklichkeit reduziert werden darf, sondern dass "Bild" und "Ritual" einbezogen werden müssen, wenn auf Öffentlichkeit zielende historische Kommunikation untersucht wird.⁷ Die Bildhaftigkeit der Texte, ihre Metaphorik, und die Narrativik der Bilder gehören aufs Engste zusammen,⁸ wie überhaupt die Reflexion auf das Verhältnis von Bild und Text in den neu geschaffenen Medien von Flugblatt und (weniger) Flugschrift elementar erscheint.⁹ "Kommunikation als symbolisch

⁶ Kommunikationsrevolutionen. Die neuen Medien des 16. bis 19. Jahrhunderts, hrsg. von Michael North, Köln u.a. 1995; Michael Giesecke, Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien, Frankfurt a. M. 1994.

⁷ Horst Wenzel, Hören und Sehen. Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter, München 1995; Schreiner, Bilder, Texte, Rituale (Anm. 5).

⁸ Exemplarisch Wenzel, Hören und Sehen (Anm. 7), S. 292-337.

⁹ Vgl. jetzt: Das illustrierte Flugblatt in der Kultur der Frühen Neuzeit, hrsg. von Wolfgang Harms und Michael Schilling, Frankfurt a. M. 1998 und zum "Bildgebrauch" aus kunstgeschichtlicher Perspektive grundlegend E. H. Gombrich, The Uses of Images. Studies in the Social Function of Art and Visual Communication,

vermittelte Interaktion" (North) tritt schließlich im Ritual entgegen, das, ebenso wie Text und Bild, "emotionalen Appellcharakter"¹⁰ besitzt, auf Wahrnehmung und Verhalten Einfluss nehmen möchte.¹¹ Im Kontext des beantragten Forschungsvorhabens wird daher die Aufmerksamkeit auch auf Unterwerfungs- und Versöhnungsrituale zu richten sein, aber auch auf die Modi der Ausübung physischer Gewalt in den kriegerischen Auseinandersetzungen dieser Jahre selbst. Besonders die anglo-amerikanische und französische Forschung, stellvertretend seien die Namen Natalie Zemon Davies und Denis Crouzet genannt, die sich beide mit dem Phänomen der Gewalt im Frankreich der Religionskriege auseinandergesetzt haben, haben uns gelehrt auf die rituellen Elemente physischer Gewaltakte zu achten und sie als kulturell kodierte Formen sozialen Handelns zu "lesen".¹²

3. Quellen: Schon eine Recherche im "Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts"¹³ fördert Erstaunliches zutage. Das fünfte und beginnende sechste Dezennium des 16. Jahrhunderts ist durch ein explosionsartiges Anwachsen schriftlicher Kommunikation, nicht nur, aber vor allem über "Krieg und Frieden" gekennzeichnet. Ein Eindruck, der durch die von Oskar Waldeck zum Schmalkaldischen Krieg zusammengestellte Publizistik seine Bestätigung findet.¹⁴ Gleiches gilt zumin-

London 1999, zu dem hier interessierenden Zeitraum vor allem: Magic, Myth and Metaphor. Reflections on Pictorial Satire (S. 184-211).

¹⁰ Schreiner, Bilder, Texte, Rituale (Anm. 5), S. 6.

¹¹ Zum Ritual grundsätzlich vgl. jetzt den Überblick über die jüngere Forschung bei: Barbara Stollberg-Rilinger, Zeremoniell, Ritual, Symbol. Neue Forschungen zur symbolischen Kommunikation in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, in: Zeitschrift für Historische Forschung 27 (2000), S. 389-405.

¹² Denis Crouzet, Les Guerriers de Dieu. La violence au temps des troubles de religion vers 1525 - vers 1610, 2 Bde., o. O. 1990; eine Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse bei: Ders., Die Gewalt zur Zeit der Religionskriege im Frankreich des 16. Jahrhunderts, in: Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit, hrsg. von Thomas Lindenberger und Alf Lüdtke, Frankfurt a. M. 1995, S. 78-105; Natalie Zemon Davies, The Rites of Violence, in: Dies., Society and Culture in Early Modern France. Eight Essays, London 1975, S. 152-187.

¹³ Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts - VD 16 -, hrsg. von der Bayerischen Staatsbibliothek München in Verbindung mit der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel, I.-III. Abt. in 25 Bänden, Stuttgart 1983-2000.

¹⁴ Oskar Waldeck, Die Publizistik des Schmalkaldischen Krieges, in: Archiv für Reformationsgeschichte 7 (1909/10), S. 1-55 und 8 (1910/11), S. 44-133; vgl. auch

dest für einen Teilbereich mündlicher Kommunikation, für die Liedpublizistik.¹⁵ Doch nicht nur das auf mündliche Tradierung ausgerichtete Schrifttum beschäftigte sich mit den "unruhigen Läuften", sondern auch Drama, Pasquillen und Prophezeiungen,¹⁶ die durch "Lesen hören" oder Aufführung dem Rezipientenkreis ein Bild von Krieg und Frieden vermitteln wollten. Bislang nicht untersucht und noch eingehenderer, insbesondere auch archivalischer Recherche bedürftig sind die in den Kontexten der Kriege entstandenen Predigten¹⁷ als eines Mediums, dem insbesondere für das den eigenen Untertanen vermittelte Bild des Krieges elementare Bedeutung beizumessen ist. Und schließlich führten, wie Carl C. Christensen exemplarisch für das Kurfürstentum Sachsen untersucht hat, die kriegerischen Auseinandersetzungen zu umfassenden obrigkeitlichen Aktivitäten, das Bild vom Geschehen durch visuelle Medien (Holzschnitte, Gemälde, Münzen) zu multiplizieren.¹⁸

die wichtigen Quellensammlungen von Friedrich Hortleder, *Der Römischen Keyser und Königlichen Maiestete, Auch des Heiligen Römischen Reichs [...] Handlungen und Ausschreiben [...] von den Ursachen des Teutschen Kriegs Kaiser Carls des Fünfften, Franckfurt am Meyn 1617*; ders., *Der Römischen Keyser- und Königlichen Maiestät [...] Handlungen und Ausschreiben [...] Von Rechtmässigkeit, Anfang, Fort und endlichen Außgang des Teutschen Kriegs [...] Vom Jahr 1546 biß auff das Jahr 1558, Gotha 1645*.

¹⁵ Neben vielem anderem vor allem R[ochus]. von Liliencron, *Die Historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert*, Bd. 4, Leipzig 1869, Nr. 476-623.

¹⁶ Vgl. hierzu z. B. O. Meltzer, *Eine Prophezeiung aus dem Schmalkaldischen Kriege*, in: *Neues Archiv für sächsische Geschichte und Altertumskunde* 12 (1891), S. 314 f.; zur Bedeutung von Prophezeiungen für ein Klima der Angst und der daraus resultierenden Gewaltbereitschaft: Crouzet, *Guerriers* (Anm. 12), Bd. 1, 106-119; E. Matthias, *Ein Pasquill aus der Zeit des Schmalkaldischen Krieges*, in: *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 20 (1888), S. 151-188. Ein aufschlussreiches Beispiel für die, nur auf archivalischer Grundlage zu erhebende kurfürstliche Einflussnahme auf das vom Krieg zu vermittelnde Bild, hier in seiner dramatischen Präsentation, bietet Georg Müller, *Zur Literatur des Schmalkaldischen Krieges*, in: *Neues Archiv für sächsische Geschichte und Altertumskunde* 12 (1891), S. 315-317.

¹⁷ Vgl. vorläufig einige Beispiele bei: Hortleder, *Rechtmässigkeit* (Anm. 14), 2. Buch, 20., 22, 26. Kapitel; 3. Buch, 4. Kapitel u. ö.; sowie als bibliographischen Einstieg Ephraim Praetorius, *Bibliotheca homiletica, oder homiletischer Bücher-Vorrath*, Leipzig 1698; und - stellvertretend für die gedruckt vorliegenden Werke einzelner Theologen, deren prominentestes: *D. Martin Luthers Werke*, Weimarer Ausgabe. Kritische Gesamtausgabe, Abt. 1: *Werke*, 67 Bde., Weimar 1883-1997.

¹⁸ Carl C. Christensen, *Princes and propaganda. Electoral Saxon Art of the Reformation*, Kirksville 1992; vgl. auch den Katalog "Kunst der Reformationszeit",

Anknüpfend an die eher theologie- und kirchengeschichtlich ausgerichteten Forschungen zum Problem öffentlicher Kommunikation in der Reformationszeit sollen die in den vergangenen zwanzig Jahren gesuchten Zugangsweisen inhaltlich wie methodisch erweitert werden. Inhaltlich, indem (wie bereits zuvor erörtert) "Krieg" und Friedlosigkeit den thematischen Ausgangspunkt der Untersuchung bilden; methodisch, indem einerseits die vielfältigen Formen der Verarbeitung des Ereignisses "Krieg" zusammengeschaut werden, andererseits die Fixierung auf den "gedruckten Text" preisgegeben wird. Durch die Heranziehung archivalischer Quellen soll nicht nur – erstens – den Kommunikationsbedingungen (Genese, Verbreitung etc.) und der spezifischen, je konkreten historischen Kommunikationssituation, in die ein Text, ein Bild etc. gehört, nachgegangen werden, sondern auch – zweitens – Quellenmaterial gesucht werden, das Aussagen darüber erlaubt, wie sich die deutende Aneignung von Wirklichkeit durch das historische Subjekt vollzogen hat.

Der integrale Frageansatz zum Thema "Krieg als kommunikatives Ereignis" zwingt, was die Herangehensweise anbelangt, zu exemplarischem Arbeiten. Bei der Erfassung des Quellenmaterials wird nicht Vollständigkeit angestrebt, sondern es soll zum einen von der Überlieferung der für die Kriege maßgeblichen Akteure ausgegangen werden, d.s. der Kaiser/König, Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, die fränkischen Bischöfe und – wenn auch von nachgeordneterer Bedeutung – die Herzöge von Bayern auf katholischer Seite, Kursachsen, das Herzogtum Sachsen, die Landgrafschaft Hessen und Markgrafschaft Brandenburg-Kulmbach auf protestantischer Seite; zum anderen von den Druckzentren der Reformationszeit, d. s. für den katholischen Bereich Köln sowie die in Burgund und Bayern gelegenen Druckorte, für den protestantischen Wittenberg, Augsburg, Magdeburg, Nürnberg, Straßburg und Erfurt. Insbesondere die Einbeziehung des (heute) belgischen Quellencorpus verspricht interessante Einblicke, die ergiebiger sind, als es für den im Wiener Archiv verwahrten Teil der habsburgischen Überlieferung zu gewärtigen steht.

Berlin 1983 und zur graphischen Aufarbeitung des Wolfenbütteler Zuges von 1542: Ute Mennecke, Lukas Cranachs "Eroberung Wolfenbüttels". Ein Holzschnitt im Dienste der Reformation, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 118 (1982), S. 137-159.

4. Fragestellungen: Folgende Leitfragen werden an das Quellenmaterial gestellt: Fragen nach

a) den je konkreten historischen Rahmenbedingungen der Kommunikation (Produzenten, Genese, Adressatenkreis, intendierte Wirkungen);

b) den Inhalten - welcher Teil des Geschehens wird kommuniziert, welcher nicht;

c) dem Zusammenhang der verschiedenen Formen der Kommunikation über "Krieg und Frieden", d. h. das Augenmerk wird gerichtet auf Funktionsteilung, -übertragung und -veränderung zwischen den einzelnen Medien und dies in synchroner wie diachroner Perspektive;

d) der Sprache, insbesondere der Metaphorik, dem Verhältnis von Wort und Ton (zahlreiche Lieder greifen melodisch auf das Kirchenlied zurück) bzw. Wort und Bild;

e) den angebotenen Deutungsmustern des Geschehens und deren Veränderung, insbesondere in den Jahren 1552-1554; Rechtfertigungsstrategien und Begründungsmuster; nationale Integration im Zeichen des Krieges;

f) dem Bild des Feindes, insbesondere vor dem Hintergrund tradierter Stereotypen;

g) dem Zusammenhang zwischen den produzierenden Institutionen (Regierungen, Kirchen), der diesen Institutionen von dem Rezipientenkreis zugeschriebenen "Logik"¹⁹ und der formalen wie inhaltlichen Präsentation des Phänomens "Krieg". Konkret: Es soll z. B. der Frage nachgegangen werden, wie Obrigkeiten, als deren Kernaufgabe im juristischen wie theologischen Diskurs die Friedenswahrung betrachtet wurde und die sich im Reich seit 1495 selbst mehrfach in der Landfriedensgesetzgebung auf die Friedenswahrung verpflichtet hatten bzw. das kaiserliche Landfriedensgebot ausdrücklich akzeptierten, das eigene Engagement im militärischen Konflikt gegenüber anderen Obrigkeiten, aber auch

¹⁹ Vgl. Peter L. Berger und Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt a.M. 1984, S. 68-72; Berger/Luckmann verstehen darunter die "reziproke Sinngebung" bei Institutionalisierungsprozessen, d. h. die Tatsache, dass Institutionen durch subjektive Sinngebung objektive Wirklichkeit erlangen und damit zugleich wieder auf die subjektive Wirklichkeitswahrnehmung zurückwirken.

den eigenen Untertanen deuteten. Ob diese Deutungen je nach intendiertem Rezipientenkreis variierten oder nicht und in welcher Hinsicht sie variierten, gewährt wiederum implizit Einblicke in die Sinnzuschreibungen der Rezipienten von obrigkeitlichem Tun und Lassen. Zudem gilt es

h) die Macht des Diskurses zu bestimmen, d. h. es gilt zu fragen, in welcher Weise die Kommunikation über Krieg kriegerisches Verhalten beförderte oder beschränkte. Die Tatsache, dass nahezu jeder Reichstagsabschied der Reformationszeit ein Verbot enthielt, so genannte Schmähschriften zu publizieren, deutet darauf, dass die Zeitgenossen den öffentlich gemachten Wirklichkeitsdeutungen erhebliche wirklichkeitsgestaltende Wirkung zuschrieben. Ob sich hinter diesem Bemühen, öffentliche Kommunikation über Konflikte zu begrenzen, um den Frieden wahren zu können, noch die mittelalterliche Bedeutungszuschreibung verbirgt, für die bestimmte Formen öffentlicher Kommunikation im Konflikt die Ehre des Gegners in einer Weise beschädigten, dass sich für ihn zu einer gewaltsamen Verteidigung seiner Ehre keine Alternative mehr ergab, kurz: dass Diskurse als Formen symbolischer Gewalt verstanden wurden, auf die nur mit physischer Gewalt reagiert werden konnte,²⁰ ist eine Problemstellung, der ein besonderes Augenmerk zu gelten hat.

Und schließlich

i) ist nach den rituellen Bestandteilen der Kommunikation zu fragen, wie sie sich insbesondere in den Formen physischer Gewaltanwendung niedergeschlagen haben. Plünderungen, Brandschatzungen und individuelle oder kollektive Formen physischer Gewalt (Schläge, Folter, Vergewaltigungen etc.) begleiteten den militärischen Konfliktaustrag und waren die unmittelbarste Folgewirkung des Ereignisses Krieg für die Bevölkerung der Kriegsgebiete. Die Gewaltexzesse des Bauernkrieges (1525), von Bauern wie der Streitmacht des Schwäbischen Bundes gleichermaßen verübt, und der Sacco di Roma (1527) stellen nur die bekanntesten, da ob ihrer Dimension eindrucklichsten Beispiele eines viel

²⁰ Zu den hochmittelalterlichen Bedeutungszuschreibungen vgl. Gerd Althoff, Konfliktverhalten und Rechtsbewußtsein. Die Welfen im 12. Jahrhundert, in: Ders., Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde, Darmstadt 1997, S. 57-84, hier: S. 65-67; und zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges Johannes Burkhardt, Der Dreißigjährige Krieg, Frankfurt a.M. 1992, S. 128-142.

allgemeineren Sachverhalts dar. Eines Sachverhalts freilich, der, worauf Johannes Burkhardt jüngst zurecht aufmerksam gemacht hat (nicht nur für das 17., sondern auch für das 16. Jahrhundert) noch "auf dem Hintergrund der Lebensbedingungen, Situationen und Emotionen" eingehender Würdigung bedarf.²¹ Die neuere westeuropäische Forschung hat gezeigt, dass eine "dichte Beschreibung"²² gewaltsamen Verhaltens und sein Verständnis als kommunikativer Akt Wesentliches zu leisten vermag, wenn es darum geht, den Prozess der deutenden Aneignung von Wirklichkeit durch das historische Subjekt zu verstehen.

Iris Becker

Militär und Aufklärung –
Die Rolle der Soldatenbibliotheken im militärischen Bildungs-
und Reformprozess des 18. und frühen 19. Jahrhunderts
(Staatsexamensarbeit)

Im Zuge der Aufklärungsbewegung im 18. Jahrhundert kam es mehr und mehr zu einer Beteiligung des Militärs am gesellschaftlichen Diskurs. Vor allem Offiziere begannen, sich Societäten und Lesegesellschaften anzuschließen, man trat mittels neu gegründeter Zeitschriften untereinander in Diskussion. Es setzte eine militärische Bildungsbewegung ein, die durch eine große schriftstellerische Aktivität und durch die Suche nach neuen und besseren Ausbildungsmöglichkeiten geprägt war. Es entstanden Schulen und Militärbildungsanstalten, die diesen Zeitgeist widerspiegelten.

²¹ Johannes Burkhardt, 'Ist noch ein Ort, dahin der Krieg nicht kommen sey?' Katastrophenerfahrungen und Kriegsstrategien auf dem deutschen Kriegsschauplatz, in: Krieg und Kultur. Die Rezeption von Krieg und Frieden in der Niederländischen Republik und im Deutschen Reich 1568-1648, hrsg. von Horst Lademacher und Simon Groenveld, Münster u.a. 1998, S. 3-19, 510-513, hier: S. 8.

²² Vgl. zu diesem methodischen Konzept den inzwischen zum Klassiker avancierten Clifford Geertz, Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur, in: Ders., Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt a. M. 1987, S. 7-43.

Die Arbeit will versuchen, am Beispiel der Militärbibliotheken Verknüpfungen zwischen Militär und Aufklärungsbewegung zu finden. Ist es möglich Aussagen zur Funktion von Bibliotheken in Regimentern, Garnisonen und Offizierkorps zu machen? Welche Rolle spielten sie im Hinblick auf Bildung und Weiterbildung des Militärs, welche Bereiche der Bildung standen im Vordergrund?

Für die Auswertung der Werke militärischen Inhalts ergibt sich eine zeitliche Eingrenzung aus der Entstehungszeit der Militärbibliotheken in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis etwa zu den preußischen Militärreformen im frühen 19. Jahrhundert, wobei auch ältere Autoren berücksichtigt werden sollen, wenn der Einfluss ihrer Werke erkennbar ist, was insbesondere zur Verdeutlichung der veränderten Forderungen der jüngeren Literatur beitragen sollte. Für die als Quellengrundlage auszuwertenden Bibliothekskataloge musste der vorgegebene Zeitraum allerdings aus Mangel an Überlieferung ausgeweitet werden.¹

Der erste Teil der Arbeit skizziert überblicksartig die Situation des Militärs im 18. Jahrhundert. Mit dem Gegenstand der Aufklärung wird dies in ähnlicher Weise geschehen, wobei die Darlegungen die Ansatzpunkte der kritischen Autoren und ihre theoretischen Konzepte sowie ihren ideellen Hintergrund verdeutlichen sollen.

Der zweite Teil der Arbeit wird sich in Auswahl mit den Autoren beschäftigen, die ihre Überlegungen zu Veränderungen im System Militär öffentlich machten. Dabei soll analysiert werden, wo gleiche Überzeugungen vorherrschten bzw. wie groß im Gegenteil die Unterschiede in den Forderungen und Vorschlägen waren und wie stark aufklärerische Aspekte zu erkennen sind.

Begründet wird die Auswahl der Werke mit der Häufigkeit der Rezensionen in verschiedenen militärischen Zeitschriften, ihrer Aufnahme in Bücherlisten und ihres Erscheinens in Bibliothekskatalogen, was auf einen gewissen Bekanntheitsgrad in der militärischen Öffentlichkeit schließen lässt.

¹ Die Problematik besteht vor allem darin, dass Kataloge in den meisten Fällen erst am Beginn des 19. Jahrhunderts gedruckt wurden, teils weil die Größe der Bibliothek es verlangte, teils aus verwaltungstechnischen Gründen. Möglicherweise haben auch die im Zuge der Revolutions- und Befreiungskriege vorgenommenen Veränderungen in der Administration und in der Verwaltung einzelner Bibliotheken frühere Kataloge *vernichtet*. Für jegliche Hinweise zu eventuell noch existierenden Katalogen wäre ich sehr dankbar.

Auf Grundlage dieser Auswertung soll es möglich sein, eine Typologie aufgeklärter Forderungen innerhalb des Militärs zu gewinnen. Wie stark waren verschiedene ideologische Strömungen und wie weit sollten die Veränderungen der innermilitärischen Verhältnisse gehen? Wie wurden Aufstiegsmöglichkeiten Nichtadliger in den Offiziersstand bewertet, wie stellte man sich, gerade auch vor dem Hintergrund der französischen Revolutionskriege die Einbeziehung und Motivation des einfachen Soldaten vor? Die Verschiedenartigkeit der Ansätze soll sich in diesem Arbeitsteil deutlich herausstellen lassen.

Bildung und Weiterbildung sind zwei große Themen in der aufgeklärten militärischen Diskussion zum Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts. Deshalb sollen in einem dritten Teil der Arbeit Möglichkeiten zur Beschaffung von Bildung an Beispielen untersucht werden, etwa in Militärschulen, Bibliotheken und militärischen Lesegesellschaften. Vergleiche mit den theoretischen Konzepten und Forderungen in Kapitel 2 sollen so deren Umsetzung in der Realität verdeutlichen.

In einem vierten Teil der Arbeit stehen die eigentlichen Quellen zu den Militärbibliotheken im Vordergrund. Zum Ende des 18. Jahrhunderts begann in größerem Umfang der Aufbau von Bibliotheken an militärischen Schulen, Garnisonen, Regimentern. Beispielsweise verfügte in Preußen bis 1806 ein Großteil der Regimenter über zumindest kleinere Büchersammlungen, die aus Schenkungen, Gratifikationsgeldern oder Eigeninitiative entstanden waren.² Die Förderung der Bibliotheken wurde dann in der Zeit der Militärreformen intensiv fortgesetzt. Mit dem größeren Umfang der Sammlungen wurde es nötig Kataloge zu führen, die ein schnelleres Auffinden der Bücher sowie einen Überblick und den Nachweis über die jeweiligen Bestände gewährten. Da der Weg der Werke über 200 Jahre in den meisten Fällen nicht nachzuvollziehen ist, was auch für die frühesten Bibliotheken gilt, sind die Kataloge eine wichtige Quelle zur quantitativen wie qualitativen Erschließung der Bestände. Gleichzeitig geben sie Auskunft über Organisation und Verwaltung der Bibliotheken, Mitgliederaufnahme, finanzielle Ausstattung und Ausleihmodalitäten, was zu weiteren Aufschlüssen über die Beteiligung der Obrigkeit, eventuelle Eigeninitiative

² Nachricht von den im königlich preußischen Heer befindlichen Bibliotheken, in: Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges 5 (1826), S. 212 f.

der Offiziere und auch über den Leserkreis allgemein führen sollte, sodass es möglich sein sollte, Aussagen über die soziale Zusammensetzung der Bibliotheksnutzer zu machen.³

Aufschlussreich sind die Kataloge auch im Hinblick auf ihre Systematik. Der überwiegende Teil der Kataloge nahm die Neuerwerbungen nach dem Eingangsdatum und nach Kategorien sortiert auf. So wurde eine einfache Fortführung der Kataloge gewährleistet. Das dies auch in mehreren Fällen geschehen ist, zeigen Supplementbände. Zudem wurden manchen Katalogen Autorenverzeichnisse beigefügt, die ein schnelleres Auffinden ermöglichen sollten.

Untersucht werden sollen hier vor allem die präferierten Wissensbereiche sowie die bevorzugten Autoren in einem Vergleich mehrerer Bibliothekskataloge. Wiederum im Hinblick auf die theoretischen Konzeptionen in Kapitel 2, ist nach Verbindungen zu suchen, die Aussagen über die Wirkungen aufgeklärten Denkens auf einzelne militärwissenschaftliche Autoren und ihre Akzeptanz und Widerspiegelung in den Bibliotheken zulassen können.

³ Beispielsweise wurde auf offiziellen Befehl die kurfürstlich hessische Generalstabsbibliothek allen Offizieren des Armeekorps zu Benutzung geöffnet, vgl. *Catalog der in Kurfürstlich Hessischer Generalstabsbibliothek befindlichen Bücher, Karten und Pläne*, Cassel 1835, S. IV, und in der von Scharnhorst geführten Artilleriebibliothek in Hannover war es auch Unteroffizieren erlaubt auszuliehen, vgl. Hans-Joachim Kiefert, *Zur Geschichte der Militärbibliotheken in Hannover*, in: *Hannoversche Geschichtsblätter* 17 (1963), S. 294.

Stephan Schwenke

Stadt und Militär – Armee und Bevölkerung.

Untersuchungen zu hessischen Festungs- und Garnisonsstädten vom Ende des 17. bis Ende des 18. Jahrhunderts als Beitrag zur vergleichenden Stadtgeschichtsforschung.

(Arbeitstitel des Dissertationsprojekts,
betreut von Prof. Dr. Ursula Braasch-Schwersmann)

Im Mittelpunkt des hier skizzierten Dissertationsprojektes stehen die beiden hessischen Festungs- und Garnisonsstädte Marburg und Ziegenhain. Der Untersuchungszeitraum setzt mit der Einführung des stehenden Heeres zum Ende des 17. Jahrhunderts ein, als der Weg Hessen-Kassels zu einer beachteten Militärmacht ihren Anfang nahm, und endet mit der Entsendung hessischer Truppen in den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg 1776.

Da sich die Stadtgeschichtsforschung heute zum großen Teil nicht mehr auf der Beschreibung der Vergangenheit der Stadt im Sinne einer Lokalgeschichte beschränkt, sondern der innerstädtische Entwicklungsprozess in den historischen Gesamtkontext eingeordnet wird, erfolgt als Einleitung zunächst ein kurzer Abriss der hessischen Landesgeschichte. Neben dieser Einführung stellt eine allgemein gehaltene Zusammenfassung der Militärentwicklung vom Söldner- bzw. Landsknechtsheer des 30-jährigen Krieges bis zur Einführung des stehenden Heeres im 17. Jahrhundert das Fundament dar, auf dem die weiteren Untersuchungen aufbauen.

Durch die Lage Hessens mitten in Deutschland, umgeben von Staaten, die immer Ambitionen auf das Land oder Teile desselben hatten, wurden die Landgrafen zu einer militärischen Aufrüstung gezwungen, die im Vergleich zur Größe des Landes in keinem Verhältnis stand. Gleichzeitig erlaubte es aber der Aufbau einer starken Armee, eine recht einflussreiche Position im Konzert der Großmächte einzunehmen und dadurch ein Mitspracherecht zu fordern. Herrschaftssicherung und eine gewisse Militärfaszination führten zu der Unabdingbarkeit, die Armee in einem gut ausgebildeten und ausgerüsteten Zustand zu halten, was im Laufe der Zeit den hessischen Soldaten einen hervorragenden Ruf einbrachte und so wiederum die Armee auch zum Wirtschaftsfaktor machte. Über das Thema der "verkauften" Soldaten ist bereits kontrovers diskutiert

worden. Ohne an dieser Stelle ausführlich darauf eingehen zu wollen, sei darauf hingewiesen, dass gerade während der Anfrage aus England um Truppenvermietungen für den Konflikt in den amerikanischen Kolonien Landgraf Friedrich II. keinerlei Interesse dazu zeigte. Es waren vielmehr die Landstände, die hofften, durch die Subsidienverträge die Verwüstungen des 7-jährigen Krieges beseitigen zu können und die dann auf den Landgrafen Druck ausübten, die lukrativen Verträge zu unterschreiben.

Zum besseren Verständnis der hessischen Militärgeschichte wird die Phase des hessischen Militäraufrüstungs- und Reformprogramms unter Landgraf Karl in den Mittelpunkt der Einführungskapitel der Dissertation gestellt. Die Schrecken des 30-jährigen Krieges hatten gezeigt, dass ein kleines Fürstentum wie Hessen-Kassel ohne ausreichende militärische Vorsorge der Willkür fremder Heerhaufen hilflos ausgeliefert war. Landgraf Karl orientierte sich bei seinem Reformprogramm am Vorbild seines Oheims, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der sich im Bewusstsein einer gesicherten Existenz seines Landes als erster Landesherr auf eine militärische Kraftentfaltung konzentrierte. Unterstützung erfuhr der junge Landesfürst durch seine Berater, von denen die Wichtigsten in Kurzbiogrammen vorgestellt werden. Als Überleitung zum Hauptthema, der Untersuchung der Sozialverhältnisse in den Festungs- und Garnisonsstädten, erfolgt eine allgemeine Darstellung des Stadt- und Festungsbaus im 17. und 18. Jahrhundert unter Hinleitung auf die Entwicklung der beiden zu behandelnden Städte Marburg und Ziegenhain. Dies geschieht auch im Hinblick auf die Bauleistungen an den Festungswerken durch die Zivilbevölkerung. Die Baumaßnahmen bei der umfangreichen Umgestaltung des Schlossplateaus in Marburg zu einer zeittypischen Festung verschlangen nach heutigem Geldwert ca. 50 Millionen Euro. Trotz aller Anstrengungen konnten die 40 Jahre dauernden Um- und Neubauten nicht allein von dazu dienstverpflichteten Untertanen und einheimischen Fachkräften ausgeführt werden, so dass es notwendig wurde, z. B. für Spezialbohrungen oder schwierige Aufmauerarbeiten ausländische Fachkräfte heranzuziehen. Für Ziegenhain galt ähnliches, wobei hier noch erschwerend die Situation als Wasserfestung hinzukam. Die Umleitung der Schwalm und die Errichtung neuer Schleusenanlagen waren großangelegte Bauprojekte, die von den Baumeistern ein erhebliches Maß an Erfahrung verlangten. Aufbauend auf diesen Unter-

suchungen werden die speziellen Dienstverpflichtungen der Untertanen, zu denen die dinglichen Pflichten (wie z. B. die Hand- und Spanndienste), Quartier- und Naturalleistungen (Verpflegung und Unterbringung der Militärbevölkerung) und schlussendlich die Kontributionszahlungen (Finanzierung der Armee) gehörten, untersucht und erste Problemfelder aufgezeigt. Dem gegenübergestellt steht der Komplex, der sich mit dem Leben des Soldaten in der Garnison beschäftigt. Zunächst wird dabei die Frage nach Werbung und Rekrutierung, den Beweggründen für den Eintritt in die Armee und somit der sozialen Schichtung innerhalb der hessischen Streitkräfte in den Vordergrund gestellt. Um ein konfliktfreies Zusammenleben zwischen Zivilbevölkerung und Militär zu gewährleisten, wurde das gängige Disziplinarwesen des 30-jährigen Krieges stetig erweitert und an die vorherrschenden Verhältnisse angepasst. Disziplin war ein wichtiges Mittel um die teilweise noch recht zügellose Soldateska zu bändigen. Gerade im Bereich der Unterbringung kam es zum direkten Kontakt zwischen Zivilisten und Soldaten, was nicht immer konfliktfrei ausging. Im Allgemeinen zwangsweise zusammengeführt, mussten sich der Quartierwirt und der ihm zugewiesene Militärangehörige notgedrungen arrangieren. Das System von gegenseitiger Rücksichtnahme und Toleranz war jedoch sehr störungsanfällig und die Streitobjekte mannigfaltig. Ging es einmal um die Nutzung der Küche, die dem Soldaten erlaubt war, so konnte ein andermal der Streit um die Ausstattung des Bettes gehen. Diese Auseinandersetzungen blieben oft auf verbale Attacken und Beschimpfungen beschränkt, doch konnten sie auch zu tätlichen Angriffen führen. Neben diesen negativen Erscheinungen der Anwesenheit des Militärs in den Städten kam es aber auch zu Annäherungen zwischen Armee und Bevölkerung. Festzumachen ist das besonders an den vielfach verzeichneten Heiraten zwischen Militärangehörigen und Bürgertöchtern, aber auch an den vielen illegitimen Verbindungen. Dass solcherart "wilde Ehen" häufig vorkamen, lag in der Tatsache begründet, dass die Soldaten erst eine Heiratserlaubnis von ihren Vorgesetzten erhalten mussten. Diese repressiven Ehebestimmungen hatten vor allem ökonomische Gründe: Die Landesregierung wollte damit verhindern, dass sich die oft mittellosen Soldaten mit einer armen Frau verheirateten, um dann nach der Entlassung ohne Aussicht auf ein ausreichendes Einkommen auf der Straße zu vagabundieren und zu betteln. Außerdem stellten bei Auszug des

Heeres zum Kriegseinsatz die zurückgelassenen Ehefrauen immer einen Grund für Desertionen und damit zur Schwächung der Armee dar.

Die Armee als Wirtschaftsfaktor ist der Themenkomplex, der die gesamte Arbeit abrunden soll. So lässt sich in Ziegenhain eine Tuchmanufaktur nachweisen, die Uniformstoffe an die Armee geliefert hat. In unmittelbarer Nähe Marburgs existierte im 18. Jahrhundert eine Pulvermühle, die laut Vertrag eine bestimmte Menge an Schwarzpulver an das Magazin in der Festung Marburg zu liefern hatte. Die Soldaten deckten sich bei den ansässigen Kaufleuten mit allem Lebensnotwendigen ein, die Gaststätten und Amüsierbetriebe zogen ihren Nutzen aus der Anwesenheit der Militärbevölkerung. Für die Ausbesserungsarbeiten an den Festungswerken erhielten die örtlichen Handwerksbetriebe lukrative Aufträge. Konflikte traten nur auf, wenn aus der Armee entlassene Soldaten versuchten, in der Stadt einem Gewerbe nachzugehen. In diesem Fall wurde das Ansinnen von den Zünften genauestens geprüft und oftmals strikt abgelehnt. Hier hatte auch eine Vermittlung durch den Landgrafen kaum Aussicht auf Erfolg. Für beide Städte ist für den wirtschaftlichen Sektor eine konträre Entwicklung zu beobachten, die noch näher herausgestrichen werden soll. Neu in die Arbeit eingeflossen sind Überlegungen, die sich mit dem Verhältnis von Militär und Studentenschaft befassen, wobei sich die Untersuchungen auf die Universitätsstadt Marburg konzentrieren.

Das angestrebte Ziel dieser Arbeit ist es, einen Einblick in die sozialen Verhältnisse der beiden Festungs- und Garnisonsstädte zu bekommen und dabei besonders die Lage der Militärbevölkerung herauszustellen. Das Vorhaben befindet sich zur Zeit in einer zweiten Quellen- und Überarbeitungsphase. Da Landgraf Friedrich II. zugleich König von Schweden war, dürfte eine Durchsicht der Quellenbestände des Kriegsarchivs in Stockholm noch weitere Erkenntnisse erbringen. Ein Besuch desselben ist für das Frühjahr 2003 geplant. Hinweise und Ratschläge sowie kritische Anmerkungen sind jederzeit erwünscht.

Malte Prietzel

Mittelalterliche Kriegsgeschichte als Kulturgeschichte (Heisenberg-Projekt)

Am 27. Januar 1080 besiegte das Heer der aufständischen Sachsen unter dem Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden bei dem Dorf Flarchheim die Truppen Kaiser Heinrichs IV. Stolz berichtete der mit den Sachsen sympathisierende Chronist Berthold von Reichenau, die Sieger hätten nach der Flucht des Feindes das Schlachtfeld bis Mitternacht besetzt gehalten. Dann seien sie wegen der Kälte in das nächste Dorf abgezogen. Noch vor Sonnenaufgang aber seien sie zurückgekehrt und hätten dann den ganzen Tag über und in der folgenden Nacht auf dem Schlachtfeld gelagert.¹

Ist dieses Verhalten der siegreichen Truppen nicht völlig irrational? Sie stehen bei eisiger Kälte auf dem Schlachtfeld, nachdem der Feind längst geflohen ist, ja sie kommen sogar wieder, um dort noch länger zu frieren. Warum handeln diese Krieger so?

Die Kriegsgeschichtler des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts nahmen solche und ähnliche Quellenzeugnisse zum Anlass, um über Kriegsführung im Mittelalter abfällig zu urteilen. Das Verhalten mittelalterlicher Heere und ihrer Kommandeure erschien ihnen als defizitär, ja als stümperhaft. Man meinte z. B., dass nach einer Schlacht der Feind energisch verfolgt und der Sieg auf diese Weise ausgenutzt werden müsse. Die Urteile der Kriegshistoriker gründeten jedoch auf anachronistischen Prämissen, denn unbewusst setzten sie die Feldzüge Napoleons oder Moltkes als zeitlos gültige Norm für "richtige", effektive Kriegsführung voraus, obwohl im Mittelalter die technischen, gesellschaftlichen und mentalen Gegebenheiten selbstredend ganz andere als im 19. Jahrhundert waren. Was Taktik, Strategie und Logistik angeht, so haben Verbruggen, Gaier und andere schon längst gezeigt, dass mittelalterliche Kriegsführung keineswegs ein wildes Draufschlagen war, sondern sehr wohl organisiert und geplant wurde.² Im Großen und Ganzen aber

¹ Berthold von Reichenau: Chronik, in: Bertholds und Bernolds Chroniken, hrsg. von Ian Stuart Robinson, übersetzt von dems. und Helga Robinson-Hammerstein, Darmstadt 2002, (= Ausgewählte Quellen zur Geschichte des Mittelalters, Bd. 14), S. 37-277, hier S. 274 f.

² Jan Frans Verbruggen, *The Art of Warfare in Western Europe during the Middle Ages from the Eighth Century to 1340* (Warfare in History), übersetzt von Sumner

beschränkt sich diese bisherige Forschung auf das Militärische im weiteren Sinn, bezieht also neben Taktik und Strategie z. B. auch verfassungs- und technikgeschichtliche Aspekte ein, um zu erklären, wie sich ein Heer zusammensetzte und wie es ausgerüstet war. Anders formuliert: Die bisherige mediävistische Forschung hat sich weitgehend darauf konzentriert, die äußerlichen Strukturen zu erklären, die Krieg und Kampf im Mittelalter beeinflussten.

Der Blick muss jedoch auf die handelnden Subjekte und ihr Denken gelenkt werden, wenn man verstehen will, was der Krieg für eine Gesellschaft und für ihre einzelnen Mitglieder bedeutete. Wie nahmen die Beteiligten den Krieg wahr, wie ordneten sie ihr Handeln in ihm, wie interpretierten sie den Kampf, wie verwandten sie seine Folgen? Der Krieg im Mittelalter (wie in jeder Epoche) ist also als Teil einer Kultur zu betrachten, d. h. als Teil eines Sinnzusammenhanges, innerhalb dessen Fakten bewertet, geordnet und zu einem Ganzen zusammengefügt werden.³ Einige Aspekte des Kriegs im Mittelalter unter einem solchen Blickwinkel zu behandeln, ist das Anliegen meines Forschungsvorhabens, das ich im Rahmen eines Heisenberg-Stipendiums durchführe und im Folgenden in Grundzügen umreiße.

Die Schilderung Bertholds von Reichenau ist besonders geeignet, Reichweite und Methodik eines solchen Projekts exemplarisch darzustellen. Mag diese Episode heute auch skurril erscheinen, so schrieb sie der Chronist doch nicht auf, um die Sachsen lächerlich zu machen. Im Gegenteil: Er sympathisierte mit ihnen und fand ihr Verhalten höchst lobenswert. Auch war das Geschehen nicht ungewöhnlich. Immer wieder berichten mittelalterliche Quellen davon, dass die Sieger auf dem Schlachtfeld blieben, nachdem der Feind schon längst abgezogen war. Dieses Ritual muss also für die Heere und für die Chronisten des Mittelalters sinnvoll gewesen sein.

Willard, 2. Aufl., Woodbridge 1997 (zuerst 1954 auf Niederländisch); Claude Gaier, *Art et organisation militaires dans la principauté de Liège et le comté de Looz au moyen âge* (= Académie royale de Belgique, Classe des lettres, Mémoires, collection in-8°, deuxième série, 59, fasc. 3), Brüssel 1968.

³ Zum Begriff der Kultur in der theoretischen Diskussion vgl. *Kulturgeschichte heute*, hrsg. von Wolfgang Hardtwig und Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1996 (= *Geschichte und Gesellschaft*, Sonderheft 1); bes. der Beitrag von O. G. Oexle, *Geschichte als Historische Kulturwissenschaft*, ebd., S. 14-40.

Der Zweck und die Bedeutung des Verweilens auf dem Schlachtfeld erklärt sich nicht zuletzt aus der Organisationsform des Heeres. Anders als die frühneuzeitliche Armee war das mittelalterliche Heer keine Institution, es zeichnete sich also nicht durch institutionelle Formen wie eine feste Hierarchie, verbindliche Dienstvorschriften, auf Dauer eingerichtete Truppenabteilungen aus. Es war lediglich ein Personenverband, der durch die gegenseitige Treueverpflichtung zwischen einem Krieger und einem Anführer (mithin meist zwischen einem Lehnsmann und dem Lehnsherrn) zusammengehalten wurde. Die Solidarität innerhalb einer solchen fragilen Gemeinschaft war stets prekär und bedurfte der wiederholten Bestätigung - auch und gerade nach dem siegreich bestandenen Kampf. Dabei war die Art und Weise, wie sich das Heer seines Zusammenhalts vergewisserte, geprägt durch praktische Erfordernisse, die sich aus der Situation ergaben, und durch Denkschemata, die das Handeln der Zeitgenossen auch in anderen Zusammenhängen bestimmten. Die Kampfführung wiederum musste die Wünsche nach der Manifestation sozialen Zusammenhalts berücksichtigen, um die Solidarität im Heer und damit dessen Schlagkraft zu erhalten.

Zum Ersten hatte das Verweilen auf dem Schlachtfeld den Vorteil, dass die Sieger wussten, wo sie sich nach dem Gefecht wieder sammeln konnten; die Möglichkeiten zur Kommunikation auf dem Schlachtfeld ließen es nicht zu, dass der Feldherr diesbezüglich Befehle an einzelne Truppenteile übermittelte, aber wer es riskierte, im Kampfgetümmel versprengt zu werden, brauchte die Gewissheit, dass er seine Kampfgefährten an einem bestimmten Ort wiederfinden konnte. Zum Zweiten wurden auf dem Schlachtfeld die Verwundeten versorgt, die dort zurückgeblieben waren, und die Toten bestattet - es gab keinen Sanitätsdienst und keine Beerdigungskommandos, aber wer Verwundung und Tod riskierte, wollte versichert sein, dass sich in diesem Fall jemand um ihn kümmerte. Zum Dritten wurden die toten und verwundeten Feinde ausgeplündert, was als völlig legitim galt; die Aussicht auf solchen Gewinn war ein verbreitetes Motiv für die Teilnahme an einem Feldzug. Zum Vierten wurde der Sieg gefeiert - auf ganz weltliche Weise, aber auch mit Gottesdiensten, um Gott zu danken, der den Sieg geschenkt hatte; beide Arten von Feiern vereinten die Sieger im Bewusstsein der gemeinsam überstandenen Gefahren.

Einen weiteren Grund für das Verweilen auf dem Kampfplatz nannte Bruno, ein Chronist, der ebenfalls über die Sachsenkriege Heinrichs IV. schrieb. Nach der Schlacht bei Mellrichstadt im Jahr 1078, so berichtete er, habe der Anführer der siegreichen Sachsen mit seinen Truppen zunächst den Feind verfolgt, dann aber sei er auf den Kampfplatz zurückgekehrt, "weil derjenige als Sieger gilt, der nach der Flucht der Feinde das Schlachtfeld behauptet."⁴ In einer Zeit, die in allen Lebensbereichen demonstratives Verhalten hoch schätzte, reichte es nicht aus, nur zu siegen. Der Sieg musste sinnfällig konkretisiert und demonstriert werden, und zwar sowohl dem siegreichen Heer als auch dem Feind: Die Sieger "behaupteten das Feld", wie wir noch heute sagen. In einer Gesellschaft, die die Relevanz von Sachverhalten in so hohem Grad an ihrer rituellen Manifestation bemaß, war eine solche Demonstration militärisch höchst sinnvoll.

Dies heißt jedoch nicht, dass wirklich nach jeder Schlacht das siegreiche Heer auf den Kampfplatz zurückkehrte. Nachdem z. B. das Heer Ottos des Großen 955 die Ungarn in der so genannten Schlacht auf dem Lechfeld besiegt hatte, verfolgte es vielmehr die geschlagenen Feinde energisch. Der Sieg war so eindeutig, dass er keiner Demonstration bedurfte. Die Zeitgenossen vollzogen solche Rituale also nicht automatisch, sondern wussten sie einzusetzen und entsprechend den Umständen abzuwandeln.

Neben den Funktionen dieses Rituals im Kampf ist ferner zu beachten, dass auch der Bericht über das Ritual konkrete Aufgaben erfüllt. Wenn das allgemein übliche Verweilen gerade von Bruno und Berthold ausführlicher geschildert wurde, als es sonst der Fall war, hatte dies gute Gründe. Die beiden Gefechte, über die sie berichteten, waren keineswegs eindeutige und überragende Siege. Beide Chronisten aber wollten den Erfolg der Sachsen positiv darstellen, weil sie mit ihnen sympathisierten. Dies taten sie, indem sie wiederum nicht nur die faktischen Konsequenzen für die Gegner der Sachsen erwähnten, z. B. die Flucht der Feinde oder deren Verluste. Sie beschrieben vielmehr den sinnfälligen Beweis des Siegs, das rituelle Besetzen des Schlachtfelds. Auch die Kriegspro-

⁴ Bruno, Buch vom Sachsenkrieg, übersetzt von Franz-Josef Schmale, in: Quellen zur Geschichte Kaiser Heinrichs IV., hrsg. von dems. und Irene Schmale-Ott, 4. Aufl., Darmstadt 2000 (= Ausgewählte Quellen zur Geschichte des Mittelalters, Bd. 12), S. 344 f. (Kap. 100).

paganda und die parteiische Geschichtsschreibung beriefen sich also auf demonstrative Elemente.

Neben dem Verweilen auf dem Schlachtfeld, dessen Bedeutung und Aussagekraft hier in Umrissen dargestellt wurde, verdienen auch andere Handlungen, die nach einer Schlacht vorgenommen wurden, eine nähere Betrachtung. Was genau geschah mit den Toten? Wurden sie begraben, wenn ja, von wem und wo? Wer kümmerte sich um welche Verwundeten? Wer sorgte für das Seelenheil der Erschlagenen, und wie tat man das? Wie erinnerte man an militärische Erfolge? Auf alle diese Fragen kann es selbstverständlich keine Antworten geben, die alle Einzelfälle erschöpfend berücksichtigen. Es gilt vielmehr, Zusammenhänge zwischen konkreten Maßnahmen und sozialen und mentalen Mechanismen darzustellen, eventuell daraus Idealtypen zu abstrahieren.

Nicht nur nach, sondern auch vor dem Gefecht musste der instabile Personenverband, den das mittelalterliche Heer darstellte, seinen Zusammenhalt festigen und den Kampfeswillen motivieren. Besonders aufschlussreich sind hier Rituale des Prahlens und Spottens. Immer wieder wird von hochmittelalterlichen Chronisten erzählt, dass einzelne Krieger eines Heeres den Gegner beleidigten, indem sie ihre eigene Stärke übertrieben und den Gegner durch Spott herabsetzten. Die Ehre der Beleidigten ließ es kaum zu, dies ungestraft geschehen zu lassen. Sie mussten entweder mit Gewalt reagieren (und damit den vom Beleidigenden gewünschten Kampf suchen) oder ihrerseits durch Worte und Gesten den Gegner beleidigen. Dieser stand nun seinerseits vor der Wahl, zur Gewalt zu greifen oder durch neue, schlimmere Beleidigungen eine höhere Stufe der Eskalation zu provozieren. Dieses Verhalten - so pittoresk es anmutet - verlieh dem fragilen Heeresverband durch die gemeinsam empfundene Ehrverletzung eine zusätzliche Klammer. Zugleich aktualisierten die gegenseitigen Beleidigungen den lange zurückliegenden Anlass für den Krieg und motivierten damit die Kämpfer.

Des Weiteren ist nach dem Verhältnis von normativen Idealen zur Praxis zu fragen. Aus praktischen Gründen musste es häufig als hinderlich, sogar als gefährlich erscheinen, die geltenden moralisch-ideologischen Regeln eines "ritterlichen Kampfes" tatsächlich strikt einzuhalten. In einer ganzen Reihen von Schlachten wendete einer der Kontrahenten bewusst eine List an, die im Widerspruch zu den

Regeln des ehrlichen Kampfes stand, sich aber als sehr effektiv erwies. Welche Strategien gab es, um argumentativ zwischen ideologischen Vorgaben und praktischen Zwängen zu vermitteln?

Aufmerksamkeit verdient ferner die Fahne, die im Mittelalter und bis in das 19. Jh. hinein eine Reihe von praktischen Zwecken erfüllte: Sie diente im Gefecht als Orientierungspunkt und Erkennungszeichen für die Kämpfer; außerdem wurden mit ihrer Hilfe Signale übermittelt. Darüber hinaus aber hatte sie eine eminente symbolische Bedeutung. Angesichts der tief greifenden Wandlungen in der Organisation des Heeres und in der Mentalität der Kriegführenden - zunächst, im 11. und 12. Jh., die Durchsetzung des Ritterethos, später, im 14. und 15. Jh., der Wandel von Aufgebotsheer zum Söldnerheer - stellt sich die Frage, ob und inwieweit diese Veränderungen ihren Niederschlag in der Fahne und im Umgang der Zeitgenossen mit ihr finden.

Schließlich ist zu betrachten, welches Bild die Zeitgenossen selbst von der militärischen Planung eines Krieges hatten. Wie bereiteten sie einen Feldzug vor, wie stellten sie sich also z. B. logistischen Problemen, wie erarbeiteten sie strategische Zielsetzungen und - ganz grundsätzlich - wie planten sie mit Raum und Zeit? Anders als in späteren Zeiten gibt es im Mittelalter kaum Quellen wie theoretische Darlegungen über Strategie oder Briefe und Memoiren eines Feldherrn, die dies direkt erschließen lassen. Zu den seltenen Texten, die einen unmittelbaren Zugang zu Planungen ermöglichen, zählen Vorschläge zu Kreuzzugsprojekten des späten Mittelalters. Sie beleuchten die vielfältigsten Aspekte der Planung, vom Sammeln von Informationen über den Feind bis hin zu Erörterungen über die günstigsten Transportwege über See, und stellen daher ein lohnendes Untersuchungsobjekt dar.

Die Untersuchung dieser verschiedenen Aspekte kann und soll nicht anstreben, "den" Krieg im Mittelalter erschöpfend darzustellen; ein solches Vorhaben verkäme ohnehin zum Sammelsurium. Aber diese innovative Herangehensweise verspricht vielfältige Erkenntnisse darüber, wie die mittelalterliche Gesellschaft ihren Umgang mit organisierter Gewaltausübung in großem Maßstab definierte, und damit aufschlussreiche Einblicke nicht nur in die Kriege im Mittelalter als isoliertes Phänomen, sondern in die Gesellschaft und ihre Selbstdeutung insgesamt.

Ewa Herfordt/Heidi Mehrkens

Frankreich und Deutschland im Krieg (18.-20. Jahrhundert): Zur Kulturgeschichte der europäischen "Erbfeindschaft". Der Siebenjährige Krieg 1756-1763 und der deutsch-französische Krieg 1870/71 (Teilprojekte)

Dass sich ein deutscher Nationalismus in Abgrenzung vom französischen Feindbild herausbildete, ist ein in der historischen Forschung mittlerweile gut dokumentierter Sachverhalt.¹ Bisher nur ansatzweise untersucht ist die Frage, welche Bedeutung entsprechende Wahrnehmungsmuster für die unmittelbar an Kriegen beteiligten Menschen hatten: für Politiker und Diplomaten, Angehörige der regierenden Dynastien und Militärführer, für Kriegsberichterstatter, für Offiziere und Soldaten, für Besetzte und Besatzer. Es ist davon auszugehen, dass diese Wahrnehmungen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert nicht konstant bzw. homogen waren und dass die Vorstellung einer deutsch-französischen Erbfeindschaft ein Kennzeichen bestimmter Schichten blieb.

In dem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützten Projekt "Frankreich und Deutschland im Krieg: Zur Kulturgeschichte der europäischen 'Erbfeindschaft'"² geht es um Kriege als zwischenstaatliche Handlungszusammenhänge. Dabei wird die Geschichte der Kriege jenseits der Nationalgrenzen beleuchtet sowie eine diachrone Untersuchung der Auseinandersetzungen beider Länder durchgeführt.

Bei den zu untersuchenden Kriegen handelt es sich um den Siebenjährigen Krieg, den deutsch-französischen Krieg 1870/71, den Ersten und den Zweiten Weltkrieg. Die Ausgangshypothese lautet, dass diese Kriege die wechselseitige Wahrnehmung der Menschen beider Territorien nachhaltig und über ihren engeren Zusammen-

¹ Siehe vor allem Michael Jeismann, *Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792-1918*, Stuttgart 1992; vgl. dazu: Hans-Martin Blitz, *Frühe Konstruktionen eines deutschen Vaterlandes: Tradition und Bedeutung antifranzösischer Feindbilder im Siebenjährigen Krieg*, in: *Deutschlandbilder - Frankreichbilder 1750-1850: Rezeption und Abgrenzung zweier Kulturen*, hrsg. von Thomas Höpel, Leipzig 2001, S. 139-152.

² Das Projekt ist an der Technischen Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig sowie an der Heinrich-Heine Universität in Düsseldorf angesiedelt und wird von den Professoren Dr. Ute Daniel und Dr. Gerd Krumeich betreut.

hang hinaus prägten. Die deutsch-französischen Beziehungen sind schon des öfteren Forschungsgegenstand gewesen, meist im Rahmen einer Analyse literarischer Erzeugnisse. Statt der wechselseitigen Stereotypenbildung durch Symbolproduzenten im engeren Sinn arbeiten die Projektmitarbeiter jedoch Kommunikationstypologien, -situationen und -inhalte heraus, die im unmittelbaren Umfeld der Kriege entstanden. Drei Untersuchungsebenen werden dabei berücksichtigt: die alltägliche Erfahrung der im Krieg verwickelten Menschen, die mediale Berichterstattung und die politisch-militärische Führung.

Grundlage der Arbeit sind die in der Kriegssituation erzeugten offiziellen, publizistischen und privaten Quellen.³ Unter *Kriegssituation* sind ausdrücklich nicht nur Kampf- und Schlachtsituationen zusammengefasst, sondern alle Arten von zwi-schennationalen Zuständigkeiten, die im Verlauf der Kriege entstanden.

Wenn das Projekt die "Erbfeindschaft" im Titel führt, dann gerade nicht deswegen, weil vorausgesetzt wird, dass es diese Stereotypenbildung durchgehend im Untersuchungszeitraum gegeben habe. Vielmehr fragen wir, ob sich die Annahme solcher kontinuierlicher und auf nationaler Ebene identifikationsstiftender Zuschreibungen für die wechselseitigen deutsch-französischen Wahrnehmungen – soweit sie in Kriegszeiten zum Ausdruck kamen – halten lässt. Im folgenden werden zwei Teilprojekte skizziert, die den Siebenjährigen Krieg und den Krieg 1870/71 behandeln.

Kommunikationsformen im Siebenjährigen Krieg 1756-1763 (Ewa Herfordt)

Im Frühjahr 1757 überschritt die nahezu 100.000 Mann zählende französische Armee unter Marschall d'Estrées die Rheingrenze und besetzte die linksrheinischen Außenposten Preußens: Moers, Geldern und Kleve. Die pfälzischen Länder Jülich und Berg sowie die geistlichen Gebiete von Köln, Mainz und Trier öffneten ihrem französischen Verbündeten Tür und Tor. Darauf wurden die

³ Dazu zählen diplomatische Korrespondenzen ebenso wie Medienberichte, Quellen der Besatzungsmächte und Tagebucheinträge oder Briefe von Soldaten, Zivilisten und Kriegsgefangenen, Spottlieder und Bildpropaganda, Predigten und Schützengrabenzeitungen etc.

Territorien Westfalens besetzt, dann das eigentliche Angriffsziel: Hannover. Das in der Personalunion mit England verbundene Kurfürstentum schloss in der Konvention Kloster Zeven vom 10. September 1757 mit den Invasoren den Waffenstillstand, dem eine sechs Monate dauernde Besatzung dieses von französischen Truppen niemals vorher betretenen Landes folgte.⁴ Es ist der Anfang einer sich sechs Jahre hinziehenden Kriegszeit sowie der Präsenz der Franzosen auf deutschem Boden, infolge derer es zu wiederholten Kontakten der "Teutschen" mit ihren Besatzern bzw. Alliierten kam. Die Kriegsanstrengungen des Reiches waren offiziell nicht gegen den "occidentalischen Erbfeind"⁵ Frankreich gerichtet, wie in den Kriegen zwischen 1689 und 1734/35, sondern gegen Preußen. Tatsächlich waren die gegnerischen Armeen sowie die Bevölkerung der besetzten Lande nicht immer den Franzosen feindlich gesonnen.

Aufgrund der ungleichen Stellung bzw. Behandlung der deutschen Territorien durch das französische Militär ist eine regionale Schwerpunktsetzung sinnvoll. Dabei werden die Großmächte Preußen und Österreich nicht zentral gesehen,⁶ das Augenmerk fällt vielmehr auf die zu drei Einflussbereichen zusammengefassten Gebiete im Reich: die preußische Rheinprovinz um die Festung Wesel als Grenzregion,⁷ die Territorien der Verbündeten Frank-

⁴ Mehr über die Kriegseignisse auf dem westlichen Kriegsschauplatz siehe die Aufsätze im Band: Europa im Zeitalter Friedrichs des Grossen: Wirtschaft, Gesellschaft, Kriege, hrsg. von Bernhard R. Kroener, München 1989; Eckhard Budruss, Die französische Deutschlandpolitik 1756-1789, Mainz 1995, bes. S. 92-119.

⁵ Diese Parole wurde schon im Reich propagandistisch gegen das ludovizianische Frankreich verwendet und die Franzosen dem türkischen Erbfeind gleichgesetzt, siehe: Franz Bosbach, Der französische Erbfeind. Zu einem deutschen Feindbild im Zeitalter Ludwigs XIV., in: Feindbilder. Die Darstellung des Gegners in der politischen Publizistik des Mittelalters und der Neuzeit, hrsg. von Franz Bosbach, Köln, Weimar, Wien 1992 (= Bayreuther Historische Kolloquien, Bd. 6), S. 117-139.

⁶ In den neueren Studien ist weiterhin Preußen das bevorzugte Forschungsgebiet, wie etwa bei: Thomas Lindner, Die Peripetie des Siebenjährigen Krieges. Der Herbstfeldzug 1760 in Sachsen und der Winterfeldzug 1760/61 in Hessen, Berlin 1993; vgl. dazu die detaillierte Studie über französische und österreichische Okkupation in den Rheinprovinzen Preußens: Horst Carl, Okkupation und Regionalismus. Die preußischen Westprovinzen im Siebenjährigen Krieg, Mainz 1993.

⁷ Entlang der Rheingrenze waren die Kontakte von größter Intensität und Dauer, zur Festung Wesel siehe: Carl, Okkupation (Anm. 6); vgl. eine andere Grenzstadt bei: Lutz Voigtländer, Kontributionen, Freikorps und Douceurs. Duisburg im Siebenjährigen Krieg 1756-1763, in: Duisburger Forschungen 47 (2001), S. 79-282.

reichs (z. B. Kurköln) und diejenigen der englischen Alliierten (Kurhannover).

Die Besatzungs- und Informationspraxis der französischen Armee in diesen Gebieten im Krieg bilden die Schwerpunkte der eigenen Recherchen. Zum Quellenfokus gehören hierzu ebenso die offiziellen Akten der politisch-militärischen Führung, die städtischen Verwaltungsakten und handschriftliche Aufzeichnungen wie Tagebücher und Briefe sowie auch das breite meinunglenkende Schrifttum in Form von Flugschrift, Zeitung und Druckgrafik. Im Folgenden wird auf zwei Aspekte eingegangen, bei der die Kommunikation zwischen Deutschen und Franzosen am prägnantesten erscheint: die Armee- und die Bürokratisierungsstruktur am Beispiel der Besatzung.

(1) Es waren die *Armeen* selber, von denen die Interaktionen untereinander ausgingen: einerseits Söldnerarmeen, wie z. B. die französische Hauptarmee oder das preußische Heer, andererseits - wie im Falle der Reichsarmee - ständische Truppen. Innerhalb des Militärs kooperierten die Deutschen und Franzosen auf dreierlei Art: Erstens kämpften im Jahr 1757 die französischen Hilfskorps unter Prinz von Soubise und die Reichsarmee als die so genannte "combinirte Reichs- und Französische Armee" vereint, zweitens arbeiteten die deutschen Fremdenregimenter bei der französischen Hauptarmee 1757-1763, drittens gab es 1757-1759 sporadische Kontakte über Subsidientruppen, in denen gegen französisches Geld der Dienst unter dem Kaiser verrichtet wurde.

Die nähere Untersuchung der verschiedenartig verlaufenden Kontakte dieser Truppen führt zu der These, dass ihr gemeinsames Handeln, das in der Historiographie kritisiert und mit der angeblichen Abscheu der Deutschen vor der Zuchtlosigkeit der Franzosen gesehen wurde,⁸ sich bei der näheren Quellenlektüre zwar als kein waffenbrüderliches Verhältnis darstellt, doch wohl als eine auf einer gemeinsamen beruflichen Identität basierende Kooperation der Kriegsteilnehmer verschiedener Nationen. Ausgehend von der "Profession" als Dienstideal ist eine Berufsethik erkennbar, auf deren Basis der korporative Zusammenschluss der Mitglieder stattfand und die jegliches abweichendes Verhalten sanktionierte. Der

⁸ Bezugnehmend auf die "combinirte Reichs- und Französische Armee" siehe: Karl Brodrück, Quellenstücke und Studien über den Feldzug der Reichsarmee 1757. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte im 18. Jahrhundert, Leipzig 1858, S. 222.

Umgang des Militärs untereinander war geregelt und weltoffen, da keine Hassgefühle gegenüber dem Gegner vorhanden waren. Die meisten Kriegsteilnehmer verstanden sich, aufgrund desselben Berufs, übernational.

Signifikant für die Kommunikation während des Krieges sind Hinweise, die über die Geselligkeit des Militärs beider Nationen Aufschluss geben. Aus Wesel, Mannheim und Göttingen etwa wird über gemeinsame Treffen am Mittagstisch, beim Ball oder im Gottesdienst berichtet, an denen hohe deutsche oder französische Offiziere wie auch lokale Obrigkeiten teilnahmen.⁹ Diese Zeugnisse weisen auf die Existenz sozialer und geselliger Berührungsf lächen im Rahmen der Kommunikation des Adels ungeachtet des Krieges hin: Im Fürstensalon, im Wirtshaus oder in der Kirche, selbst im gegnerischen Gebiet, gab es keine Feinde, bestenfalls Gegner.¹⁰

(2) Die *Besatzungspraxis* bietet aufschlussreiche Einsichten in die Kontakte des Militärs mit der Bevölkerung: Es existierte ein umfangreicher Besatzungsapparat in den längerfristig okkupierten Gebieten wie der Stadt Göttingen oder den Rheinprovinzen.¹¹ Für die französische Besatzung waren sowohl die Bereicherung der Kriegskommissare als auch Repressalien an der Bevölkerung charakteristisch, beides geschah unter Verweis auf die Armeeversorgung, deren Optimierung das Ziel dieser Besatzung war. Die Besatzungsherrschaft der Franzosen ist dennoch als geringfügig gewaltsam anzusehen. Sie zeichnete sich durch eine intensive Kooperation der Besetzten mit den Besatzern aus.

Häufige Kommunikationssituationen waren die oben erwähnten privaten Kontakte der Militärelite mit den lokalen Führungsschichten, daneben Kooperation, die sich aus der Armeeversorgung

⁹ Es war offenbar unproblematisch, nach einer beendeten Schlacht gemeinsam mit dem Feind zu speisen, so z. B. nach der Schlacht bei Hanau 30. August 1762. Der siegreiche Herzog Ferdinand empfing den französischen Offizier de Prilly bei sich zum Diner und "erobert" ihn gar mit Geist und Höflichkeit für die Dauer des Krieges, siehe Abbé Puisieux, Monsieur de Prilly, un soldat de la Guerre de Sept Ans, d'après ses lettres, Paris 1888, S. 50.

¹⁰ Ein Geistlicher aus Celle berichtete 1757, dass viele französische Offiziere "von einer feindlichen Religion, in Feindes Land" in der Stadtkirche am Gottesdienst teilnahmen, siehe: Zellische Briefe oder Herrn Roques de Maumont Briefe an seinen Freund während des Aufenthalts der französischen Truppen in Zelle in den Jahren 1757 und 1758, Braunschweig 1780, S. 17 f.

¹¹ Über die Besatzungspraxis in den preußischen Rheinprovinzen siehe detailliert: Carl, Okkupation (Anm. 6); Eine ähnliche Studie zu Göttingen fehlt.

ergab z. B. Fourage, Konterbande der Heereslieferanten mit dem Feind oder Bestechungspraktiken der Kriegskommissare sowie die Interaktionen, die über Einquartierung oder Aufenthalt im Hospital zustande kamen.

Die Unterkünfte fanden nicht immer Gefallen bei den Einquartierten, selbst in einem verbündeten Land wie der Pfalz. In seinen Briefen beschrieb de Valdurenque, ein französischer Offizier der Niederrheinarmee, den Aufenthalt in Mannheim 1760: Die Oper sei dort ausgezeichnet, es fänden Bälle statt und man plane den kommenden Karneval, dennoch "würde ich mehr vom Anblick dreier oder vierer hundert Hirschen und Zicklein wie vom Haufen Wildschweinen profitieren, anstatt sich zu langweilen inmitten dieser Wunder [...] Ich habe die beste Unterkunft der Welt [...] könnte die schönsten Dinge machen in meinem Appartement, aber es ist in Deutschland, ich bin hier wie ein Wüstling ohne Sinne."¹² Vielleicht war es der raue deutsche Boden, der dem zivilisierten und von der Vormachstellung seiner Kultur überzeugten Franzosen so uninteressant erschienen ist.

Logistische Belange waren der Hauptgrund für die Kontakte der Truppen mit der Landesbevölkerung. Nur vereinzelt wird über Exzesse der Franzosen berichtet, meist angesichts der Lebensmittelengpässe. In den städtischen Quellen wird das Gebaren der Truppen in Deutschland mitunter als human bezeichnet, und wo die Schärfe vermerkt ist, dann als "Schärfe derer Kriegsgesetze"¹³ verstanden. Der "Erbfeind" ist in den Stimmen der Bevölkerung nicht vorhanden, wohl aber "die besten Feinde", "die fremden Gäste".¹⁴

Wenn man die Kommunikationssituation im Siebenjährigen Krieg auf einen gemeinsamen Nenner bringen möchte, kommt das folgende Phänomen zum Vorschein: Die diplomatischen Kontakte der kriegsführenden Parteien wurden nicht unterbrochen, sondern

¹² Diese Briefe beigelegt bei: M.-L. Puech-Milhau, *La campagne d'Allemagne 1756-1762*, Paris 1945, S. 40 f.

¹³ Landesarchiv Koblenz, Bestand 35, Nr. 2578. Resolutum vom 21. Juli 1757 über den französischen Truppenmarsch.

¹⁴ Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel, Journale und Extra-Blätter aus dem Siebenjährigen Kriege 1756-1758, Z Abt. 23, Nr. 1. Druckblatt aus Magdeburg vom 6. Dezember 1757; vgl.: Johann David Michaelis, *Lebensbeschreibung von ihm selbst abgefasst*, Leipzig 1793, S. 44.

weiter gepflegt. Die Kommunikation war trotz des Kriegszustands möglich und machbar.

Kommunikationsformen im deutsch-französischen Krieg 1870/71 (Heidi Mehrkens)

"Wir haben heute ein schönes Quartier gehabt, freundliche Hausleute, gut zu essen, *gut*, sehr gut zu trinken, Burgunder, Bordeaux, so viel wir wollten. Ein solches Quartier hatten wir noch nicht und werden wohl keines mehr bekommen. Die Leute hatten sehr viel Furcht vor uns, sie meinten, wir würden sie alle umbringen! Sie haben nun gesehen, dass wir keine Barbaren, sondern Menschen sind. Der Maire /: Bürgermeister :/ ist ein alter Mann von 70 Jahren, seine Frau 50 Jahre – der Mann brennend dürr, die Frau colossal dick! Sie haben 2 Söhne, einer ist verheirathet hier, der andere ist in Paris beim Militär, dh. bei der Mobilgarde."¹⁵

Was der Regimentsquartiermeister Friedrich Nützel aus Erlangen in diesem Brief vom Frankreichfeldzug an seine Ehefrau schilderte, ist nur einer von unzähligen Kontakten zwischen Deutschen und Franzosen im Krieg 1870/71.¹⁶ Die obige Schilderung macht deutlich, dass die preußischen und ihre alliierten Soldaten während des zunächst raschen Durchmarsches durch Frankreich und des nachfolgenden Winterfeldzuges keinesfalls unter sich geblieben sind und dass sie, ebenso wie französische Soldaten und Zivilisten, bereitwillig von ihren Begegnungen berichteten. In diesem Teilprojekt werden die unterschiedlichen Kommunikationssituationen und -typologien für den Krieg 1870/71 herausgearbeitet und interpretiert.

Die regionale Schwerpunktsetzung für deutsche Gebiete erfolgte nach den Kriterien der Grenznähe und Grenzferne, unterschiedlicher Konfession sowie einer propreußischen bzw. antipreußischen

¹⁵ Bayerisches Hauptstaatsarchiv Abt. IV: Kriegsarchiv München (KA). Bestand Kriegsbriefe Nr. 287 (Friedrich Nützel). Brief vom 8. September aus Recy an seine Frau Elise in Erlangen.

¹⁶ Einen guten Überblick über den Kriegsverlauf und seine Auswirkungen geben unter anderem: Jean-Jacques Becker und Stéphane Audoin-Rouzeau, *La France, la nation, la guerre, 1850-1920*, Paris 1995; Frank Kühlich, *Die deutschen Soldaten im Krieg von 1870/71*, Frankfurt a. M. 1995; François Roth, *La guerre de 1870*, Paris 1990.

Haltung im Krieg 1866. Ausgewählt wurden drei Gebiete, als erstes Preußen mit Interessenschwerpunkten auf der Rheinprovinz und der Region Magdeburg. Die zweite deutsche Region ist Bayern, 1866 noch Kriegsgegner Preußens und 1870/71 an seiner Seite kämpfend, die dritte das grenzferne Sachsen, was auch eine mentale Distanz zum Kriegsgegner vermuten lassen könnte.

Für Frankreich wurden vier Regionen vor allem nach unterschiedlichen Begebenheiten während des Kriegsverlaufs ausgewählt. Betrachtet wird mit Sedan erstens eine umkämpfte Region, einzuordnen in den Feldzug deutscher gegen kaiserlich französische Truppen. Für die zweite Kriegshälfte steht exemplarisch der Kampf um die Stadt Belfort. Als Beispiel für eine belagerte Region dient Paris. Hier handelte es sich um einen längerfristigen Vorgang aus der zweiten Kriegsphase, der über mehrere Monate gut nachzuvollziehen ist und der mit seiner Statik einen Kontrast zu den spektakulären Kampfhandlungen etwa bei Sedan bildet.

Das Département Meurthe-et-Moselle steht viertens als Beispiel für eine besetzte Region. Hier waren 1871-1873 durchgehend und am längsten deutsche, d. h. überwiegend preußische Truppen stationiert. Der Blick auf das geteilte Lothringen ist auf die Gebiete gerichtet, die nach dem Ende der Besatzung französisch blieben. Die Problematik des Reichslandes Elsass-Lothringen wird ausgespart, da sie einen Sonderfall darstellt, der über den unmittelbaren Kommunikationszusammenhang 1870/71 hinausgeht.

Erste Archivreisen nach Frankreich und innerhalb Deutschlands haben ergeben, dass insbesondere die Quellenbestände von Privatzeugnissen der Soldaten sehr umfangreich sind. Briefe und Tagebücher, ergänzt von Militär- und Gerichtsakten, Medienerzeugnisse und Bildmaterial bilden die Grundlage für die Untersuchung. Die Quellen lassen Rückschlüsse auf eine Vielfalt von Kommunikationssituationen und -typologien im Rahmen der Besatzungsherrschaft während des Feldzuges und danach, der Kriegserinnerungspolitik in beiden Ländern, der Kriegsgefangenschaft, der diplomatischen und auch der wirtschaftlichen Kontakte vor und nach dem Krieg zu. Im folgenden sollen exemplarisch erste Ergebnisse zu drei Kommunikationsfeldern skizziert werden: zum Kommunikationsverhältnis von deutschen und französischen Soldaten, zu dem von Soldaten und Zivilisten sowie zur Rolle der Medien.

Bei den deutschen und kaiserlichen französischen Soldaten aus der ersten Kriegsphase bis zur Schlacht von Sedan handelte es sich um Wehrpflichtige und somit um größtenteils bürgerliche Soldaten.¹⁷ Grundsätzlich ist festzustellen, dass die Kommunikation auf den Schlachtfeldern von Wörth, Spichern oder Weißenburg nach allgemein anerkannten Regeln ablief, die eine trotz Kriegshandlungen ungestörte Kommunikation ermöglichten, z. B. in der Verabredung von Gefangenenaustauschen. Einzeln vorkommende Phänomene der Regellosigkeit, zum Beispiel kämpfende oder beschossene Parlamentäre oder Verweigerung von Gefechtpausen für die Versorgung Verwundeter, wurden von deutscher und französischer Seite gleichermaßen festgestellt und beklagt.

Deutlich wird, dass die Soldaten Kriegsgegnerschaft nicht als grundsätzliche Feindschaft interpretierten, sondern dass sie sich als Teil einer supranationalen Kriegergemeinschaft betrachteten. Man akzeptierte den Gegner als jemanden, der die gleiche Tätigkeit ausübte – nur eben für die andere Seite. Der Begriff des "Erbfeindes" taucht in dem privaten Schrifttum deutscher Soldaten als Gegnerbezeichnung nicht auf, ebenso wenig ein Äquivalent auf französischer Seite. Der Gegner ist "der Feind" oder "der Franzose", auf der anderen Seite "l'ennemi", "le prussien", "le bavarois".

Diese Bezeichnungen wurden auch in der zweiten Hälfte des Krieges, im Herbst- und Winterfeldzug, verwendet, in dem sich die französische Regierung der Nationalen Verteidigung mit einer "levée en masse" gegen die Invasion zu wehren suchte und die deutschen Soldaten mit einer aus ihrer Sicht zunehmend regellosen Kriegführung konfrontiert wurden. Insbesondere der Einsatz von Franc-tireur-Einheiten, auf französischer Seite als regulär und unerlässlich zur Landesverteidigung verstanden, auf deutscher Seite als inakzeptable Einmischung von Zivilpersonen in Kriegshandlungen gewertet, störte in dieser Kriegsphase nachhaltig die Kommunikation der Kombattanten untereinander.

Ähnlich zwiespältig ist die Kommunikation der deutschen Soldaten mit französischen Zivilisten: Die Soldaten nahmen den Zivilisten *innerhalb der Regeln* wahr, das war der freundliche Quartierwirt, der am Kampf nicht beteiligte Einwohner, die schweigsame Bedienung

¹⁷ Frank Becker, *Bilder von Krieg und Nation. Die Einigungskriege in der bürgerlichen Öffentlichkeit Deutschlands 1864-1913* (= Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit, Bd. 7), München 2001, S. 203 ff.

im Café etc. Mit diesen Menschen war friedliche oder passiv ablehnende Kommunikation möglich, auch war Interesse an der Person des Fremden vorhanden.¹⁸

Schwierig war der Umgang mit den Zivilisten *außerhalb der Regeln*, das waren bewaffnete, auf Soldaten schießende oder Tote und Verletzte schändende Nichtkombattanten, das waren Barrikadenbauer, kämpfende Frauen oder Kinder oder die bereits genannten Franc-tireurs. Die Kommunikation war geprägt von Gewalt und Verbitterung. Geiselnahmen oder Erschießungen als Regulierungsmaßnahmen waren möglich. Ein Beispiel sind die Eroberungen der Orte Bazeilles und Balan durch bayerische Truppen am 1. September 1870 und die kriegsrechtlich umstrittene Erschießung von 30 bis 60 Zivilisten, die sich am Häuserkampf beteiligt hatten.¹⁹ Deutsche Soldaten vermochten exakt zwischen den beiden Erscheinungsformen des Zivilisten zu trennen. In ein- und demselben Brief oder Tagebuchauszug finden sich der Wunsch nach Erschießung von "verräterischen" Bauern und Lob der freundlichen Bewirtung in einer Ortschaft: "das hätte ich nicht geglaubt das in Frankreich die Leute so freundlich wären mitt uns [...]"²⁰

Die Printmedien übernahmen im Krieg 1870/71 eine wichtige Funktion bezüglich der Selbstvergewisserung und Information der Soldaten, aber auch der Propaganda. Kriegspropaganda wurde 1870 auf der Basis eines veröffentlichten christlichen Regelsystems betrieben. Der konfessionelle Gegensatz fand kaum Betonung, dagegen wurde eine Abgrenzung grundlegender eigener christlicher Werte gegen feindliche "wilde" oder "barbarische" Werte betrieben. In deutschen Zeitungen fand diese Abgrenzung vor allem von den Turko- und Zuavenkriegern statt, denen eine "unmenschliche" Kampfweise attestiert wurde. Dies äußerte sich im Unverständnis der Tatsache, dass die französischen Truppen mit den "grausamen Wilden" gemeinsame Sache machten.²¹ Die französischen Journa-

¹⁸ KA. Kriegsbriefe Nr. 285 (Christian Möller). Tagebuch aus dem Krieg 1870. Einträge vom 19. August, 21. August, 28. August, 5. September.

¹⁹ KA. Handschriftensammlung HS Nr. 2641. Brief des Oberleutnants Hugo von Regemann vom 3. September 1870.

²⁰ KA. Kriegsbriefe Nr. 282 (Jakob Marx). Brief an die Eltern mit Schilderung der Ereignisse vom 10. August bei Toul.

²¹ "Schlimmer als sie [die Turkos, H. M.] sind jene Nichtswürdigen, welche den Muth hatten, uns mit den Unthaten dieser Halbwilden zu bedrohen." Stadtarchiv Magdeburg. Magdeburgische Zeitung Nr. 182, 7. August 1870.

listen propagierten die Kampfweise der deutschen Soldaten generell als "barbarisch" und "unzivilisiert", also ebenfalls fern jeglicher christlicher Normierung. In den Medien - und bislang nur hier - taucht auch vereinzelt die Bezeichnung "Erbfeind" auf, zu verstehen als propagandistisches Stilmittel in der Tradition der Ernst-Moritz-Arndt-Rezeption zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Kieron Kleinert

Dialog oder Konfrontation? Der Rat der Stadt Leipzig –
sein Verhältnis zu Universität und Garnison
in der ersten Hälfte des 18. Jahrhundert
(Magisterarbeit in der Archivphase, betreut von Prof. Dr. M.
Rudersdorf und Prof. Dr. H. Zwahr, Universität Leipzig)

Wenn zeitgenössische Quellen vom Leipzig des 18. Jahrhunderts als der "weltgepriesenen", ja "weltberühmten Kauf- und Handelsstadt"¹ sprechen, so liegt das in der weit ausstrahlenden, wirtschaftsstarke Leipziger Messe begründet - dem eigentlichen Motor der Stadtentwicklung. Eine Konzentration auf diesen Bereich lenkt aber von zwei weiteren Faktoren ab, die nicht unwesentlich das gesellschaftliche Leben Leipzigs zu jener Zeit mitbestimmten: Universität und Festungsgarnison. Für den Magistrat gestaltete sich diese Gemengelage höchst diffizil, existierten doch damit zwei konkurrierende soziale Körperschaften innerhalb seines ureigensten Herrschaftsbereichs.

Das alltägliche städtische Leben war noch immer auf das Gebiet innerhalb der alten Stadtmauern begrenzt. Auf diesem vorbestimmten Areal standen sich Rat, Universität und Garnison mit jeweils eigenen, sich überlagernden Privilegien als gesonderte Rechtskreise, aber auch als eigenständige Lebenswelten gegenüber. Die topographische Enge verhinderte ein räumliches Ausweichen. Konflikte mussten gleichsam zum Nullsummenspiel werden, bei dem der Gewinn des einen den Verlust des anderen bedeutete. Wie

¹ Unter anderem 1728 im Vorwort bei: Antonius Weiz, *Verbessertes Leipzig [...]*, Leipzig 1728 und in der Bildunterschrift zu einer Leipziger Stadtansicht von 1747 bei: Gustav Wustmann, *Bilderbuch aus der Geschichte der Stadt Leipzig*, Reprint der Originalausgabe von 1897, Leipzig 1990, S.80.

gestaltete sich das Verhältnis der Vertreter des selbstbewussten Leipziger Bürgertums zu den Repräsentanten beider Institutionen? Auf welche Ursachen können Unterschiede und Gemeinsamkeiten vor dem Hintergrund allgemeiner Entwicklungen des 18. Jahrhunderts zurückgeführt werden?

Anhand der Protokolle der "engen" Ratsversammlung soll aus Perspektive des Stadtreiments die Beziehung zu den Entscheidungsträgern von Universität und Garnison untersucht werden. Erste Nachforschungen ergeben: es kam gleichermaßen zum *Dialog* wie zur *Konfrontation*. Gegenüber der altehrwürdigen Alma mater Lipsiensis gelang es dem Rat, auf dem Verhandlungsweg Vorrechte an sich zu ziehen. Dialog und auf lange Sicht angelegtes Taktieren schien hier dominierend zu sein.

Ein anderes Bild offenbarte sich bei Streitigkeiten mit dem Leipziger Gouverneur. Unterlassungen, ja sogar Erpressung, notfalls auch Bestechung bestimmten den Umgang. Unnachgiebigkeit führte zu hartnäckiger Konfrontation, an tragfähige Kompromisse war kaum zu denken.

Wenngleich gegenüber beiden Institutionen gravierende Meinungsverschiedenheiten jeweils nur durch Einsetzung einer landesherrlichen Schlichtungskommission beigelegt werden konnten, waren derartig verschiedene Verhaltensmuster zum Großteil dem Benehmen der Verhandlungspartner, weniger dem Stadtreiment selbst geschuldet.

Das Selbstverständnis der Universitätsangehörigen entsprach mehr dem einer geistigen Elite, die ihre angestammten Rechte verteidigte. Dagegen blieben die hohen Offiziere der Festungsgarnison in ihrer militärischen und adligen Lebenswelt verwurzelt. Sie taten sich schwer, die Bürger als gleichgestellte Verhandlungspartner zu akzeptieren.

Der Untersuchungszeitraum wurde auf die Jahre zwischen der Jahrhundertwende um 1700 und die Zeit vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges gelegt. Begründet ist dies in der auffälligen Häufung der Kontroversen sowohl mit der Garnison, als auch mit der Universität in der Mitte dieser Zeitspanne, in den 1720er Jahren. Der Rat konnte hier Vergleiche erwirken, die seine Position politisch durchaus stärkten oder zumindest Rechtssicherheit schufen. Es gelang die endgültige Regelung jahrelanger Streitigkeiten, bei-

spielsweise um den Besitz der so genannten "Toreinlaßgelder". Leipzig behauptete damit als einzige sächsische Stadt ihre Verfügungsgewalt über diese wichtige Einnahmequelle gegenüber dem Gouverneur. Außerdem wurde der "Academie" 1721 ein Vergleich abgetrotzt, der unter anderem die Stellung der "Universitäts-Verwandten" gegenüber der Stadt neu regelte und deren Privilegien beschränkte.

Die im Stadtarchiv Leipzig fast lückenlos überlieferte Quelle der Ratsprotokolle der so genannten "Enge" bietet für die Arbeit eine aussagekräftige Grundlage. In den dort aufgezeichneten Beratungen über städtische Vorgehensweisen sind oft Wertungen der Ratsherren enthalten. Die große Anzahl der "Enge"-Sitzungen – immerhin 1.228 für die Zeit zwischen 1700 und 1750 – schafft einen breit gefächerten Überblick über die aufgetretenen Konfliktfelder. Ergänzend dazu werden zu ausgewählten Vorgängen weitere umfangreiche Aktenbestände hinzugezogen, um detaillierte Einblicke zu erhalten.

BERICHTE

Norbert Winnige

Protokoll der Mitgliederversammlung des AMG
am 11. September 2002 in Halle/Saale
(HS XIX des Melanchthonianums)

Anwesend waren 22 Mitglieder; Beginn 13.30 Uhr, Ende 15.00 Uhr.

- TOP 1 Genehmigung der Tagesordnung
- TOP 2 Genehmigung des Protokolls der Mitgliederversammlung in Aachen 2000
- TOP 3 Bericht des Vorsitzenden
- TOP 4 Bericht des Schatzmeisters
- TOP 5 Bericht des Kassenprüfers
- TOP 6 Entlastung des Vorstandes
- TOP 7 Satzungsänderung (Erweiterung des Vorstandes, Anhebung der Mitgliedsbeiträge)
- TOP 8 Neuwahlen des Vorstandes
- TOP 9 Vorstellung der Themen für die nächsten AMG-Tagungen 2003 und 2005
- TOP 10 Verschiedenes

1. Die Tagesordnung wurde genehmigt.
2. Das Protokoll der Mitgliederversammlung in Aachen 2000 wurde ohne Anmerkungen genehmigt.
3. In seinem Bericht wies Herr Kroener auf die Bedeutung der Anregungen aus dem Kreis der Mitglieder hin. Diesen ist es zu verdanken, dass zu den Veranstaltungen des AMG seit Januar 2001 auch Workshops zählen, auf denen zwischen den Tagungen aktuelle Themen diskutiert werden können: "Der Arbeitskreis lebt aus der Aktivität seiner Mitglieder". Dank dieser Aktivität kann der AMG auf eine stattliche Zahl von Veranstaltungen verweisen.
 - In Potsdam wurde am 16. und 17. März 2001 unter dem Titel "Operationsgeschichte und moderne Historiographie. Ein Widerspruch?" eine gemeinsame Tagung mit dem Arbeitskreis Militärgeschichte e. V. (AKM) durchge-

führt. Am Rande dieser Tagung regte der Vorstand des AKM an, dass aufgrund des gemeinsamen Forschungsfeldes eine gemeinsame Organisation vorteilhaft sein könnte. Dieses Angebot wurde abgelehnt. Es wurde jedoch vereinbart, bei sich bietenden Gelegenheiten nach außen zu kooperieren während die Arbeitsschwerpunkte weiterhin unterschiedlich bleiben sollen.

- Die von Herrn Meumann und Herrn Rogge organisierte 4. Tagung des AMG „Die besetzte res publica. Zum Verhältnis von ziviler Obrigkeit und militärischer Herrschaft in besetzten Gebieten vom Spätmittelalter bis zum 18. Jahrhundert“ fand vom 19.-21. September 2001 in Halle statt. Der Tagungsband steht kurz vor der Fertigstellung.
- In Prenzlau fand vom 26. bis 27. Oktober 2001 unter dem Titel "Mars an Havel und Spree". Neue Ansätze zur Militärgeschichte in Berlin und Brandenburg, eine Tagung mit landesgeschichtlichem Schwerpunkt statt, die vom AMG unterstützt wurde.
- Unter dem Titel "Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit" organisierten Mitglieder des AMG einen Workshop, der am 24. und 25. Mai 2002 in Göttingen am Max-Planck-Institut für Geschichte stattfand.
- Auf der Frühneuzeittagung in Berlin im September 2003 wird eine eigene Sektion von Mitgliedern des AMG durchgeführt.
- Über die geplanten Jahrestagungen 2003 und 2005 werden die Veranstalter unter TOP 9 ausführlich berichten.
- In der neu begründeten Schriftenreihe des AMG "Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit", die in einem weiten thematischen Zugriff Fragen von Herrschaft und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit gewidmet ist, sind, nachdem der erste Band erschienen ist, eine Reihe weiterer Bände in Vorbereitung, darunter u. a. zwei Monographien. Herr Kroener ermunterte die Mitglieder zur Zusendung von Manuskripten.
- Das Bulletin des AMG ist dank der Arbeit von Frau Gahlen und Frau Ludwig inzwischen zur Zeitschrift gewachsen und verfügt über eine eigene ISSN. Damit können Veröffentlichungen im Bulletin in das jeweilige Schriftenverzeichnis aufgenommen werden. Daneben umfasst es

inzwischen einen eigenen Rezensionsteil. Zur Finanzierung des gewachsenen Bulletins ist es gelungen, das Militärgeschichtliche Forschungsamt auf mittlere Frist als Sponsor zu gewinnen. Es besteht die Zusage über Zahlungen von jeweils 500 € pro Jahr.

- Die Homepage des AMG wird von Herrn Michael Herrmann mit großem Einsatz betreut und gestaltet und soll weiter ausgebaut werden.
- Herr Kroener dankte allen Mitgliedern, die mit ihrem Engagement zu den Aktivitäten des Vereins beigetragen haben, daneben den Mitgliedern des Vorstandes für ihre Arbeit sowie Frau Gundula Gahlen für die Erstellung des Bulletins und Herrn Michael Herrmann für die Betreuung der homepage.

4. Herr Winnige berichtete über die Entwicklung der Mitgliederzahlen, die weiterhin sehr positiv ist. Zum Stichtag 10. September 2002 zählte der AMG 116 Mitglieder, 23 Frauen und 93 Männer. 101 deutschen Mitgliedern stehen 15 nicht-deutsche Mitglieder aus insgesamt 10 verschiedenen Ländern gegenüber. Ein Drittel aller Mitglieder (36) lebt und arbeitet in der Region Berlin-Brandenburg, ein Achtel (15) in Baden-Württemberg.

Anschließend folgte der Bericht über die Finanzen des Arbeitskreises. Die Einnahmen des Vereins stammen vor allem aus Mitgliedsbeiträgen, den größten Ausgabeposten stellten die Aufwendungen für das Bulletin dar. 2001 standen Einnahmen von 2.158,27 DM Ausgaben von 1.909,78 DM gegenüber. Da der Zuschuss für die Jahrestagung in Halle 2001 erst 2002 gezahlt wurde, ergab sich ein Überschuss von 248,49 DM. Am 4. Juli 2002 betrug der Kontostand € 1.519,91. Trotz dieses Guthabens besteht aufgrund der gestiegenen Kosten für das Bulletin und der vorgesehenen Zuschüsse zu Veranstaltungen und der Schriftenreihe bei in den Finanzen des AMG ein strukturelles Defizit.

5. Der Kassenprüfer Herr Plassmann konnte an der Mitgliederversammlung aus beruflichen Gründen nicht teilnehmen. Er hatte die von Herrn Winnige übersandten Unterlagen im Vorfeld geprüft und fand keine Beanstandungen. Der Brief, in dem er die Entlastung des Schatz-

meisters vorschlag, wurde den Teilnehmern der Versammlung zur Kenntnis gebracht.

6. Auf Antrag von Herrn Schindling wurde der Vorstand mit 18 Stimmen bei vier Enthaltungen entlastet.

7. Aufgrund des zunehmenden Arbeitsanfalls schlug Herr Kroener den Mitgliedern eine Erweiterung des Vorstandes um zwei Beisitzer vor. Diese sollen zum einen für die Redaktion des Bulletins, zum anderen für die Organisation der nächsten Tagung verantwortlich zeichnen.

Antrag: § 6 Absatz 1 der Satzung wird wie folgt geändert:

alt: "Der Vorstand im Sinne des § 26 BGB besteht aus dem 1. Vorsitzenden, dem 2. Vorsitzenden, dem Schriftführer und dem Schatzmeister."

neu: "Der Vorstand im Sinne des § 26 BGB besteht aus dem 1. Vorsitzenden, dem 2. Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Schatzmeister sowie zwei Beisitzern."

Die Satzungsänderung wurde ohne Aussprache einstimmig verabschiedet.

Die zweite Satzungsänderung betraf die Anhebung der Mitgliedsbeiträge aufgrund der durch die steigenden Aktivitäten des AMG gewachsenen Ausgaben.

Antrag: § 5 Satz 2 der Satzung wird wie folgt geändert:

alt: "Im Jahr zahlen einfache Mitglieder DM 30,- studentische Mitglieder DM 10,- und korporative Mitglieder DM 75,-."

neu: "Im Jahr zahlen einfache Mitglieder € 20,- studentische Mitglieder € 7,50 und korporative Mitglieder € 50,-."

Die Satzungsänderung wurde ohne Aussprache einstimmig verabschiedet.

8. Vor der Wahl dankte Herr Kroener Herrn Kroll, der für eine weitere Amtszeit als zweiter Vorsitzender aus beruflichen Gründen nicht mehr zur Verfügung stand, ausdrücklich für die von ihm geleistete Arbeit. Die Neuwahl des Vorstandes wurde unter Leitung von Herrn Rogg durchgeführt.

Herr Bernhard R. Kroener wurde mit 21 Stimmen bei einer Enthaltung für weitere zwei Jahre als Vorsitzender bestätigt.

Herr Ralf Pröve wurde mit 21 Stimmen bei einer Enthaltung als zweiter Vorsitzender zum Nachfolger von Herrn Kroll gewählt.

Herr Markus Meumann wurde mit 21 Stimmen bei einer Enthaltung als Schriftführer in seinem Amt bestätigt

Bei einer Enthaltung wurde Herr Norbert Winnige mit 21 Stimmen als Schatzmeister wiedergewählt.

Als 1. Beisitzerin wurde Frau Gundula Gahlen mit 21 Stimmen bei einer Enthaltung gewählt.

Zur 2. Beisitzerin wurde Frau Jutta Nowosadtko mit 21 Stimmen bei einer Enthaltung gewählt.

9. Herr Matthias Rogg und Frau Jutta Nowosadtko stellten den derzeitigen Stand der Vorbereitung der von ihnen organisierten nächsten Jahrestagung des AMG in Potsdam vom 22.-24. September 2003 vor. Unter dem Titel "Mars und die Musen". Das Wechselspiel von Militär, Krieg und Kunst in der Frühen Neuzeit, wird diese Tagung Vertreter verschiedener Fachdisziplinen zusammenbringen. Das Programm der Tagung steht zu 95 % und da den Mitgliedern in wenigen Wochen ein ausführliches Programm zugehen wird, kann an dieser Stelle auf weitere Details verzichtet werden.

Die von Herrn Mathias Asche und Herrn Michael Herrmann vorbereitete Jahrestagung 2005 wird sich dem Thema "Krieg, Militär und Migration" widmen. Ein konzeptioneller Grundriss der Tagung verbunden mit einem Call for Papers wird in diesem Bulletin veröffentlicht. Als Tagungsort ist Tübingen vorgesehen. Sollte der dortige Sonderforschungsbereich zu Kriegserfahrung von der DFG positiv begutachtet und verlängert werden, steht einer engen Kooperation bei der Organisation dieser Tagung nichts im Wege, insbesondere da das Thema geradezu ideal zu den Arbeitsschwerpunkten des SFB passt.

10. Herr Kroener teilte den Mitgliedern mit, dass sich für die Erweiterung des Redaktionskollegiums der Schriftenreihe des AMG dankenswerterweise Herr Prof. Dr. Horst Carl (Gießen) und Herr Dr. Michael Kaiser (Köln) zur Verfügung gestellt haben.

Göttingen, den 2. Oktober 2002

Norbert Winnige

Stefan Kroll

Tagungsbericht: Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit

Am 24. und 25. Mai 2002 fand am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen der Workshop "Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit" statt. Gemeinsame Veranstalter und Organisatoren waren Michael Kaiser (Köln), Stefan Kroll (Rostock) und Norbert Winnige (Göttingen). Für die Finanzierung sorgte die Fritz Thyssen Stiftung. Der Workshop war bewusst als Alternative und Ergänzung zu den alle zwei Jahren statt findenden "großen" Tagungen des AMG konzipiert worden (vgl. auch den Projektauftritt in diesem Bulletin, Jg. 2001, H. 2, S. 158-164). Auf der Basis zuvor versandter Rohentwürfe wurde den Referentinnen und Referenten die Gelegenheit gegeben, sich intensiv über ihre Texte auszutauschen. Dem Charakter eines Workshops entsprechend, stand denn auch weniger der ausgefeilte Vortrag als vielmehr die ausgiebige Diskussion im Mittelpunkt. Von den 16 Autorinnen und Autoren für den geplanten Sammelband trugen zwölf in Göttingen die Zwischenergebnisse ihrer Forschungen vor.

Die Tagung war in vier Sektionen unterteilt, von denen sich die erste mit "Militär und Religion in den Territorien" befasste. Stefan Kroll wählte Beispiele aus Kursachsen, um den engen Zusammenhang von Religiosität und Patriotismus als Triebfedern für die Motivation, aber auch als Mittel zur Disziplinierung der Unteroffiziere und einfachen Soldaten im 18. Jahrhundert nachzugehen. Dabei ging es ihm einerseits darum, die teils unbeabsichtigte, teils gezielte Einflussnahme auf die niederen Chargen nachzuzeichnen. Daneben befasste er sich aber auch mit der Wirkungsebene: Konnten der Unteroffizier und der Gemeine tatsächlich durch religiöse Ansprache zu Mut und Tapferkeit im Kampf gegen den Feind motiviert werden, und inwieweit war es möglich, die Leidensbereitschaft zu steigern und die Angst vor dem Tod zu verringern? Kroll kam zu dem Ergebnis, dass der Appell an die "Gottesfurcht" der Soldaten durchaus auch über die Epochenscheide der Französischen Revolution hinaus auf Resonanz gestoßen sei. "Vaterlandsliebe" bezog sich dagegen zumindest in Sachsen in erster Linie auf die Person des Kurfürsten und daneben auf das Kurfürstentum. Die nationale Aufbruchstimmung während des ersten Koalitionskrieges gegen

Frankreich 1793 habe den einfachen Soldaten noch nicht nachhaltig beeinflusst.

Michael Reiff beschäftigte sich in seinem Referat mit der Frage der konfessionellen Homogenität im kurbayerischen Heer zwischen Dreißigjährigem Krieg und Bayerischem Erbfolgekrieg. Während das Kurfürstentum ansonsten ein Hort des Katholizismus war und Andersgläubige auf keine Weise duldeten, machte es in Kriegszeiten der nicht aus der eigenen Bevölkerung zu deckende Bedarf an Rekruten notwendig, in größerem Umfang auch protestantische Soldaten aus dem Ausland für das Stehende Heer anzuwerben. Für entlassene Soldaten mit abweichender Konfession war indes in Bayern kein Platz.

Mit dem preußischen Feldpredigerwesen unter dem "Soldatenkönig" Friedrich Wilhelm I. (1713-1740) setzte sich Benjamin Marschke auseinander. Er rekonstruierte das von August Hermann Francke in Halle ausgehende Netzwerk pietistischer Feldprediger, das in einer Phase der Bürokratisierung und Zentralisation zumindest zeitweise einen beherrschenden Einfluss auf die Vermittlung der protestantischen Religion im preußischen Heer erlangte.

In der zweiten Sektion ging es um "Besondere Schauplätze". Dabei stellte Jürgen Luh grundsätzlich die bisher vorherrschende Forschungsmeinung zu den Türkenkriegen des späten 17. Jahrhunderts in Frage, wonach besonders religiös motivierter Hass zu außergewöhnlicher Grausamkeit der christlichen Soldaten in der Auseinandersetzung mit ihren muslimischen Gegnern geführt habe. Durch intensive Befragung von Selbstzeugnissen kam Luh im Gegenteil zu dem Schluss, dass sich die Soldaten bei den Belagerungen und Schlachten der Türkenkriege nur selten anders verhielten als gegenüber christlichen Feinden. Für die aufgezeigte Diskrepanz machte er vor allem das seit Jahrhunderten verbreitete Konstrukt des "türkischen Erbfeindes" verantwortlich. Die entsprechende Kriegspropaganda sollte vor allem die Widerstandskraft der Bevölkerung stärken.

Ähnlich skeptisch äußerte sich Max Plassmann über die Wirkungsmacht von Religiosität für die Disziplinierung der Soldaten, die zwischen 1648 und 1803 in den bikonfessionellen Streitkräften des Schwäbischen Reichskreises dienten. Er betonte stattdessen das relativ konfliktarme Miteinander von Katholiken und Protestanten. In der Diskussion wurde ein Vergleich mit dem Fränkischen

Reichskreis angeregt, dessen gleichfalls gemischtkonfessionelle Zusammensetzung bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein durchaus zu heftigen Auseinandersetzungen geführt habe.

Den zweiten Tag des Workshops und damit zugleich die Sektion "Religion zwischen Propaganda und Seelsorge" eröffnete Matthias Rogg mit einem Vortrag über "*Gottlose Kriegersleute? Die bildliche Darstellung von Söldnern des 16. Jahrhunderts im Spannungsfeld von Lebenswirklichkeit, öffentlicher Meinung und konfessioneller Bildpropaganda*". Er wies dabei auf das allgemein breite Spektrum von sehr positiver bis äußerst negativer Darstellung der Landsknechte und Reisläufer hin. Allerdings befanden sich bei religiösen Bildthemen negative Aussagen deutlich in der Mehrzahl. Im Anschluss unterzog Cornel Zwierlein das zuletzt maßgeblich von Heinz Schilling und Wolfgang Reinhard geprägte Konfessionalisierungskonzept einer kritischen Überprüfung, indem er es auf das militärische Eingreifen Papst Pius' V. in die französischen Religionskriege 1569 anwandte. Seine Quellenanalyse ließ den Schluss zu, "dass eine Homogenisierung der Heere im Hinblick auf eine konfessionelle Identifizierung der Kämpfer mit den offiziellen Religionskriegszielen" nicht stattfand. Dieses Ergebnis führte Zwierlein zu dem Plädoyer, zukünftig doch wieder stärker zwischen Staatsbildungs- und Konfessionalisierungsprozess zu unterscheiden.

Maren Lorenz behandelte die Kriegspublizistik der nordischen Kriege zwischen 1655 und 1679. Dabei konzentrierte sie sich auf Schwedisch-Pommern, ein von der Forschung vielfach vernachlässigtes Territorium. Die von ihr herangezogenen gedruckten Schriften lassen eine sehr flexible Anwendung religiöser Argumentationsmuster erkennen. Häufig dienten sie lediglich zur Unterstützung staatlicher Machtpolitik. In Ausnahmesituationen existenzieller Bedrohung, wie etwa der bevorstehenden Bombardierung einer bereits vom Feind eingeschlossenen Stadt, scheinen theologisch-moralische Durchhalteparolen noch am ehesten Wirkung gezeigt zu haben. Zu unterscheiden ist in jedem Fall auch nach den Zielgruppen der Kriegspropaganda. Die staatstragende bürgerliche Elite ließ sich kaum anders als durch juristisch-moralische Argumente überzeugen, während die Masse der Bevölkerung im Wesentlichen nur über die von den Kanzeln predigenden Geistlichen beeinflussbar war.

Hannelore Lehmann stellte das von dem Pietisten Victor Christoph Tuchtfeld 1726/27 in Potsdam initiierte Soldatenkonventikel vor. Ihr Vortrag ermöglichte interessante Einblicke in eine Form soldatischer Frömmigkeit, die sicher nicht repräsentativ für die preußische Armee war, aber dennoch zum vielschichtigen Bild der Religionswahrnehmung und -ausübung von Angehörigen der protestantischen Militärbevölkerung dazugehört. Die Sektion wurde abgeschlossen mit einem Beitrag von Antje Fuchs, die sich mit kurhannoverscher Kriegspropaganda gegen den katholischen Kriegsgegner im Siebenjährigen Krieg auseinandersetzt. Ihre bisherigen Quellenfunde ließen den Schluss zu, dass es in Kurhannover – anders als in Preußen – keine staatlich gelenkte Kriegspropaganda gab, die das Motiv des Religionskrieges gegen die katholischen Feinde in den Vordergrund gestellt hätte. Auf der Wahrnehmungs- und Erfahrungsebene lassen zumindest autobiographische Aufzeichnungen eines Hannoverschen Bäckermeisters erkennen, dass die konfessionell argumentierende preußische Kriegspropaganda nicht völlig wirkungslos blieb. Mehrere Göttinger Universitäts-Professoren blieben dagegen von dieser Form der Agitation völlig unbeeindruckt, jedenfalls beurteilten sie die mehrere Jahre andauernde Zeit der französischen Besatzung in ihren Erinnerungen durchweg positiv.

Der Workshop wurde abgeschlossen mit zwei Beiträgen zu "Extremsituationen", der vierten Sektion der Veranstaltung. Daniel Hohrath stellte Aufzeichnungen protestantischer Pfarrer zu Belagerungen des 18. Jahrhunderts vor, die sie selbst als Betroffene auf der Seite der Belagerten miterlebt hatten. Anders als in den Diarien von Offizieren finden sich hier regelmäßig religiös argumentierende Erklärungsversuche für die Geschehnisse. Schließlich versuchte Michael Kaiser eine Annäherung an die militärische *ars moriendi* in der Frühen Neuzeit. Trotz schwieriger Quellenlage ist deutlich erkennbar, dass Angehörige des Militärs keinesfalls ausschließlich christlich-religiöse Strategien verwendeten, um das Phänomen Tod im Krieg zu bewältigen. Zu den wichtigsten konkurrierenden Ansätzen zählten solche magischer und "ideologisch-verbrämter" Natur.

In der Schlussdiskussion wurde versucht, wesentliche Grundlinien des Tagungsthemas nochmals aufzugreifen und stärker zu konturieren. Im Hinblick auf die maßgeblichen Quellen wurde überein-

stimmend betont, wie wichtig die klare Unterscheidung zwischen Diskurs- und Handlungsebene ist. Nur so lässt sich auch die Rolle der gedruckten Kriegspropaganda angemessen bewerten. Es wurde auch davor gewarnt, an einer zu engen Vorstellung von "Glauben" festzuhalten. Religiosität im Verständnis der christlichen Konfessionen und "Aberglaube", der nicht zuletzt magische Praktiken umfasste, waren offenbar im Alltagsleben der Bevölkerung kein Gegensatz, sondern wurden als Bewältigungsstrategien durchaus parallel genutzt. Dagegen ist der Einfluss der unterschiedlichen Konfessionen auf die Verhältnisse im Militär allem Anschein nach von der Forschung bisher überschätzt worden. Ausgerechnet für das Militär, das unstreitbar von zentraler Bedeutung für den frühneuzeitlichen Staatsbildungsprozess gewesen ist, scheint das Konzept der Konfessionalisierung nicht anwendbar zu sein. Diese These gilt sowohl für das 16., wie auch das 17. und das 18. Jahrhundert. Wie sich dies angemessen erklären lässt, bedarf noch weiterer intensiver Forschung. Die Beiträge des Göttinger Workshops dürften dazu zumindest einen wichtigen Anstoß gegeben haben. Sie werden im kommenden Jahr gemeinsam als Sammelband in der Schriftenreihe des AMG veröffentlicht.

Gerhard Sälter

Legislationspraxis in der Vormoderne.

Zur Entstehung und Publikation von Policeygesetzen.

Bericht über die 5. Tagung des Arbeitskreises "Policey/Polizei im vormodernen Europa" (APO)¹

Die eintägige Tagung fand am 25. April 2002 in der katholischen Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Hohenheim unter Leitung von Frank Konersmann (Bielefeld), Josef Pauser (Wien) und Gerhard Sälter (Berlin) statt. Wie üblich wurden die Diskussionspapiere im Vorfeld allen Teilnehmern zugänglich gemacht und die Referenten gingen nur noch knapp auf die wesentlichen Punkte ihrer Argumentation ein. Die Themenstellung der Tagung schloss an die seit mehreren Jahren in der Forschung geführte Auseinandersetzung um Entstehung, Durchsetzung und Reichweite vormoderner Legislation und der mit ihr verbundenen Aspekte herrschaftlicher Repräsentation an (siehe die Themenexplikation auf der Internet-Seite des Arbeitskreises: <http://www.univie.ac.at/policey-ak/treffen_5.htm>). Diskutiert wurden die Beiträge in zwei Sektionen: erstens die Entstehung von Normen mit besonderer Berücksichtigung der Kommunikationsabläufe im Vorfeld und zweitens die Publikation von Gesetzen vor allem in Bezug auf ihre formelle Geltungskraft.

In der ersten Sektion beschrieb Johannes Mordstein (Augsburg) am Beispiel der langwierigen Verfahren zur Erneuerung von Judenschutzbriefen der Grafschaft Oettingen im 18. Jahrhundert die Kommunikation im Vorfeld eines Legislationsaktes, an der Landesherr, zentrale Administration, Oberämter, Landgemeinden, Städte und jüdische Gemeinden beteiligt waren. Der Inhalt der Schutzbriefe, die teilweise den Charakter von Privilegien besaßen, wurde in mehreren Diskussionsgängen zwischen allen beteiligten Akteuren ausgehandelt, auch wenn sie in absolutistischer Manier als landesherrliche Willkürakte publiziert wurden. In der Diskussion wurde von Karl Härter (Frankfurt) auf das schwierige Problem verwiesen, auch bei den beteiligten Akteuren verschiedene Interessen zu differenzieren, da bei den involvierten Gruppen, Korpora-

¹ Erstveröffentlichung bei H-Soz-u-Kult <<http://www.hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/index.asp?id=56&pn=tagungsberichte>> am 30.5.2002.

tionen und Behörden nicht ohne weiteres einheitliche Gruppeninteressen vorausgesetzt werden könnten. Das Verfahren diene nicht nur dazu, einen Ausgleich zwischen den verschiedenen Akteuren zu erzielen, sondern auf Seiten der Verwaltung und wahrscheinlich auch bei den anderen Akteuren Einheitlichkeit der Strategie erst herzustellen bzw. durchzusetzen. Keine Einigkeit konnte in der Diskussion in Bezug auf den grundsätzlichen Charakter von Judenschutzbriefen hergestellt werden. Für ihren Gesetzescharakter sprechen die Gültigkeit für eine ganze Bevölkerungsgruppe und der obrigkeitliche Zwangscharakter, den sie nach der Publikation durchaus besaßen. Für den Charakter eines an privatrechtlichen Mustern orientierten Privilegs spricht, dass sie vor Reichsgerichten einklagbar waren.

Lars Behrisch (Bielefeld) trug erste Ergebnisse seiner beim SFB 584 angesiedelten Untersuchung Lippischer Landesordnungen des 18. Jahrhunderts vor. Behrisch betonte, dass Mitte des Jahrhunderts erhebliche Veränderungen in den Kommunikationsabläufen festzustellen sind, deren Bedeutung aber noch genauer zu untersuchen wäre. Diese Veränderungen gingen jedoch einher mit einer erheblichen Ausweitung der Legislationstätigkeit sowie einer Verschiebung und Ausdifferenzierung der behandelten Materien. Auch er betonte die kommunikative Beteiligung von Untertanen, Ständen und lokaler Verwaltung an der Entstehung der Gesetze. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts wurde zudem die Möglichkeit zur Rezeption der Texte durch den Rekurs auf neue Medien und Vereinfachung der Texte verbessert.

Die zweite Sektion wurde durch den Beitrag von Achim Landwehr (Augsburg) eingeleitet. Achim Landwehr betonte das Moment rhetorischer Übermächtigkeit in den Texten von Policeyordnungen. Text- und Satzstruktur der öffentlich verlesenen Ordnungen sei nicht gerade geeignet gewesen, die Aufmerksamkeit der Zuhörer über eine halbe Stunde zu fesseln. Deren Interesse sollte vornehmlich durch die Nennung des vorgeblichen Urhebers, des Territorialherrn, und seiner sakralen Legitimation geweckt und gebunden werden. Landwehr verweist auf die rhetorische Funktion der *narratio*: eine unheilverkündende Darstellung der Konsequenzen der Nichtbefolgung - irdische Unordnung und göttlicher Zorn. Es handelt sich dabei um Strategien herrschaftlicher Legitimierung und einer Darstellung des Normgebungsanspruchs: eine "sprachli-

che Machtdemonstration". Außerdem wird eine Interpretation der sozialen Ordnung, eine ordnende Sicht der Wirklichkeit geboten. In der Diskussion wurde auch darauf aufmerksam gemacht, dass der Diplomatie gegenüber der Rhetorik ein wesentlicher Stellenwert bei der Formgebung von Verordnungen einzuräumen sei.

Karl Härter (Frankfurt/Main) stellte mit seinem Beitrag über Entstehungskontexte, Publikation und Gestaltungskraft frühneuzeitlicher Policeygesetze am Beispiel von Kurmainz im 17. und 18. Jahrhundert eine gekürzte Version eines entsprechenden Kapitels seiner Habilitationsschrift zur Diskussion. Er wies auf den zweifachen Kommunikationsprozess hin, der mit obrigkeitlichen Gesetzen verbunden sei: erstens die bereits im Beitrag von Mordstein deutlich gewordene Kommunikation im Vorfeld, die einerseits der Informationsbeschaffung diene und in der andererseits die Inhalte eines legislativen Textes verhandelt wurden, zweitens aber auch die Kommunikation, die mit der Publikation verbunden war. Härter beschrieb die zahlreichen Medien der Publikation von der mündlichen Verlautbarung, der auszugsweisen oder vollständigen Verschriftlichung bei den Adressaten bis hin zum Affichieren und Ausrufen der Texte. Da an die Publikation die Geltungskraft gebunden war, begann die Obrigkeit bereits im 17. Jahrhundert die tatsächliche Publikation durch die lokalen Behörden zu kontrollieren. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts wurde, ähnlich wie in Lippe, die Rezeption deutlich verbessert. Es wurden zunehmend Einzelverordnungen erlassen, die Sprache der Gesetze vereinfacht und die Anweisung ausgegeben, dass die Texte verständlich zu verlesen und zu erläutern seien. Gesetze mussten in die Amtsbücher eingetragen werden, um das Wissen darüber zu verstetigen und eine erneute Verkündigung zu ermöglichen. Auch wenn allenfalls sehr wenige Untertanen über die Gesamtheit des geltenden Rechts informiert gewesen sein dürften, so war nach Härter beim Großteil der Bevölkerung ein mehr oder weniger diffuses Wissen über Ge- und Verbote vorhanden.

Gunter Mahlerwein (Gimbsheim und Mainz) betonte am Beispiel von Worms im 18. Jahrhundert die Besonderheiten der Normgebung in einer Stadt gegenüber den Territorien. Hierzu rechnet er die "besondere Nähe" zwischen Obrigkeit und Bevölkerung in den Städten. In der Gesetzgebung orientierte sich der Wormser Rat auch am Vorbild benachbarter Städte und Territorien. Die Legisla-

tionstätigkeit zeigt einen deutlichen Schwerpunkt bei Handwerk, Gewerbe und Handel. Auch Suppliken aus der Bevölkerung bezogen sich fast ausschließlich auf wirtschaftliche Bereiche. Vor allem die Zünfte galten als berechtigt, ihre Interessen in Form von Eingaben zu wahren. Sie formulierten auch die Zunftordnungen, die dann vom Rat erlassen wurden. Die meisten Verordnungen wurden nicht im Druck publiziert, sondern in den Stadtratsprotokollen zumeist auch nur in Kurzform notiert. Die Publikation geschah in Worms neben dem seltenen Anschlag gedruckter Zettel vor allem durch mündliche Verlautbarung, entweder vor der versammelten Bürgerschaft oder auf Versammlungen der betroffenen Korporationen. Zumeist wurden Erlasse durch Trommelschlag und Ausrufen in den Straßen bekannt gemacht. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts wurden auch parallel mehrere Publikationswege genutzt, um Rezeptionslücken zu schließen. Die mündliche Verbreitung stellte somit für die meisten Normen die übliche Verbreitungsweise dar. Dies diente gleichzeitig auch der "Inszenierung von Herrschaft" seitens der Stadtoberkeit.

Deutlich wurde in den meisten Beiträgen und in der Diskussion, dass eine Untersuchung der Kommunikation im Vorfeld eines Gesetzgebungsaktes die intensive Beteiligung verschiedener sozialer Akteure deutlich macht. Die Gesetzgebung selbst wird ihres "absolutistischen" Charakters entkleidet, indem der Einfluss verschiedener Gruppen und Korporationen auf den Inhalt der Gesetze sichtbar gemacht werden konnte. Teilweise wurden Normen von intermediären Instanzen verfasst und dann als obrigkeitliche Gesetze publiziert, so dass der Legislationsakt in solchen Fällen als reine Formalisierung und Bestätigung von Normen nicht-souveräner Korporationen interpretiert werden kann. Ein Desiderat besteht allerdings noch in der Berücksichtigung der Binnendiskurse bei den beteiligten Gruppen, Korporationen und Behörden, die nach außen als einheitliche soziale Akteure auftraten und innere Differenzen nach Möglichkeit nicht deutlich werden ließen. Vormoderne Gesetzgebung ist sicherlich ein Forschungsfeld, in dem das in den letzten Jahren diskutierte Modell des "Aushandelns von Herrschaft" sinnvoll Anwendung finden kann. Zur Ausdifferenzierung des Bildes wird auch beitragen, wenn der Normproduktion von Instanzen größere Aufmerksamkeit geschenkt wird, die unterhalb der Ebene der Stadt- und Landesherrschaft angesiedelt waren.

Ebenfalls deutlich wurde, dass um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine erweiterte, genauere und detailliertere Legislationstätigkeit einsetzte, die mit intensivierten Bemühungen um eine verbesserte Rezeption und Kenntnis der Gesetze einher ging. Auch wenn, wie Karl Härter betonte, schon vorher eine ungefähre Kenntnis von Rechten und Pflichten durchaus vorhanden war, deuten diese Bemühungen auf eine sich verändernde Auffassung von Herrschaft bei der Obrigkeit am Beginn der "Sattelzeit" hin. Ein Desiderat dürfte hier neben der genaueren Untersuchung von Formen der Publikation vor allem in der Rezeption und Adaption der erlassenen Normen seitens der Bevölkerung bestehen.

Kontrovers blieb der Aspekt herrschaftlicher Repräsentation, der dem angestrebten Legislationsmonopol und dem Legislationsakt selbst anhafteten. Auch wenn die Argumente der häufigen Wiederholung und der Nichtbefolgung von Gesetzen in der Diskussion der letzten Jahre vielleicht überstrapaziert worden sind und die meisten Gesetze sicherlich dazu gedacht waren, soziales Verhalten zu beeinflussen, so bleiben allerdings genügend Hinweise, diesem Aspekt einen wichtigen Stellenwert einzuräumen. Das gesteigerte Bemühen um eine erfolgreiche Rezeption von Normen, die teilweise in der Zunahme und der Differenzierung der Regulierungen begründet ist, weist ebenso wie die von Achim Landwehr betonte herrschaftliche Rhetorik der Texte in diese Richtung. Gerade die im Vorfeld sichtbar gewordene Beteiligung der unterschiedlichsten Akteure an der Entstehung von Gesetzen könnte eine Motivation gebildet haben, den souveränen Charakter der Legislation in der äußeren Gestalt der Texte und der Form der Publikation zu unterstreichen. Auch die zunehmende Entmachtung intermediärer Instanzen durch die entstehenden zentralisierten Staatswesen wird vor dem Hintergrund ihrer weiterhin bestehenden Macht und der weiterhin intensiven Einbindung in das Herrschaftsgeflecht des Ancien Régime den Wunsch motiviert haben, gegenüber diesen Instanzen den Anspruch auf souveräne Herrschaftsausübung zu verdeutlichen. Denn Repräsentation richtete sich nicht nur an die einfachen Untertanen, sondern auch an die Eliten.

Die auf der Tagung diskutierten Texte werden sukzessive auf der Internet-Seite des Arbeitskreises in der Form eines in lockerer Reihe erscheinenden e-journals als PDF-Dateien publiziert werden. Bereits ins Netz gestellt wurden als Ausgaben 1 bis 5 der "Policey-

WorkingPapers" die Texte von Gunter Mahlerwein, Johannes Mordstein, Karl Härter, Josef Pauser und Gerhard Sälter (<http://www.univie.ac.at/policy-ak/pwp.htm>). Die anderen werden folgen.

Abschließend wurde als Thema für die nächste Tagung des Arbeitskreises im Juni 2003 "Policey, öffentliche Ordnung und Militär" festgelegt. Eine Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit (AMG) wird angestrebt.

REZENSIONEN

Constantin Hruschka, Kriegsführung und Geschichtsschreibung im Spätmittelalter. Eine Untersuchung zur Chronistik der Konzilszeit, Köln et al. 2001(= Kollektive Einstellungen und Sozialer Wandel im Mittelalter, Neue Folge, Bd. 5).

Constantin Hruschkas im Jahre 2000 an der Universität Würzburg als Dissertation angenommene Arbeit beschäftigt sich mit dem Wandel des Kriegsbildes im Übergang vom späten Mittelalter zur Neuzeit. Sie entstand im Umfeld der DFG-Forschergruppe "Das Bild des Krieges im Wandel vom späten Mittelalter zur Frühen Neuzeit" an den Universitäten Würzburg und München. Hauptquellen sind vier Chroniken aus der Konzilszeit, "deren Abfassungszeitraum zwischen 1378/1392 und 1438 liegt" (27):

- die lateinische Chronik des Andreas von Regensburg und ihre Übersetzung durch Leonhard Heff;
- Andreas Chronik der bayerischen Herzöge;
- die "Chronica Novella" des Lübecker Dominikaners Hermann Korner;
- die Münstersche Bischofschronik.

Im ersten Kapitel werden die Chronisten, ihre Werke und ihr Umfeld vorgestellt. Der Hauptteil der Arbeit ist thematisch gegliedert. Kapitel zwei untersucht die spätmittelalterlichen Kreuzzüge, Kapitel drei regionale Konflikte und Kapitel vier den "großen Krieg: dynastische Streitigkeiten, nationale Vorurteile und das Rittertum". Im fünften Abschnitt beschäftigt sich der Autor dann mit der "mittelalterlichen Gesellschaft im Krieg" und untersucht die Darstellung einzelner sozialer Gruppen, bevor er im sechsten und letzten Teil die Ergebnisse seiner Arbeit zusammenfasst.

Die Arbeit ist einem modernisierungstheoretischen Ansatz verpflichtet. "In Bezug auf den Krieg bezeichnet in diesem Verständnis 'Modernisierung' den Wandel vom Ritterkrieg zum Volkskrieg, eine Entwicklung, die mit den Siegen bürgerlicher Heere bei Coutrai (1302), Morgarten (1315) und Sempach (1386) begonnen hat, mit den konfessionellen Bürgerkriegen des 16. und 17. Jahrhunderts abgeschlossen erscheint. Sie wurde durch den

Durchbruch und die steigende Effizienz von Pulverwaffen getragen und beschleunigt." (17)

Im Mittelpunkt der Arbeit steht die Frage: "Gab es auch einen Wandel der Vorstellungswelt und wie haben die Menschen die Veränderungen erlebt?" (18) Angelehnt an Philippe Contamines "L'idée de la guerre à la fin du Moyen Age" aus dem Jahre 1979 (300) benennt Hruschka verschiedene Charakteristika mittelalterlicher Wahrnehmung von Krieg. Diese stellt er dann den von ihm verorteten modernen Elementen gegenüber. Grundlegend für die mittelalterliche Sicht auf den Krieg ist die religiöse, christliche Deutung. Diese zieht sich nach Hruschka bis in den Schlachtverlauf hinein, der ausschließlich durch das Eingreifen Gottes erklärt wird. (149) Dazu kontrastiert der Autor eine "moderne" Sichtweise, die "empirische Beobachtungen" (172) in den Mittelpunkt stellt, wodurch "ein Bewusstsein für die technischen und taktischen Voraussetzungen zu kriegerischem Erfolg" (150) sichtbar wird. Ebenso werden religiöse Begründungen für Kriegszüge mit rechtlichen oder nationalen kontrastiert.

Angesichts der Bedeutung, die in Hruschkas Arbeit der Chronik des Lübeckers Hermann Korner zukommt, soll auch der vom Autor verortete Wandel in der Legitimation von Kriegsführung benannt werden. Als "mittelalterlich" bezeichnet er die ausschließliche Legitimation des Adels hierzu, während er eine entsprechende Ausweitung auf die Städte als typisch modernen Zug ansieht. (281) Hruschkas Untersuchung besteht im Schwerpunkt darin, die verschiedenen Chroniken auf die jeweiligen Elemente in ihrer Kriegsdarstellung zu prüfen. Dabei macht er eine besondere "mittelalterliche" Kontinuität in Bezug auf die Kreuzzüge aus: "Die Beschreibung besonders christlicher Niederlagen, die unter Verwendung herkömmlicher christlicher Denkschemata verarbeitet werden, zeigt, dass es ein grundlegendes noch nicht verändertes Verständnis der Erfordernisse eines Kreuzzuges gibt. Es wird deutlich, dass von einem Bedeutungsverlust des Kreuzzuges im Spätmittelalter nicht die Rede sein kann." (297) Besonders interessant ist Hruschkas Befund, dass Korner für seine Darstellung des dänischen Königs Erich IV. auf Muster aus der traditionellen Kreuzzugsdarstellung zurückgreift. Diese fließen dann in eine "moderne" nationale Sichtweise des Konfliktes. (171-172, 286, 299) Bezüglich der "hussitischen Revolution (115-116) kommt Hruschka zu dem

Schluss, "dass Andreas und Korner den revolutionären Wandel erkennen, allerdings fehlen ihnen die sprachlichen Mittel, diesen adäquat zu beschreiben". (119, 298)

Die Arbeit widmet sich so einem zentralen Aspekt des Übergangs vom Mittelalter zur frühen Neuzeit und zeigt eine intensive Auseinandersetzung mit den ausgewählten Quellen. Umfangreich ist auch der Anmerkungsapparat. Zu zentralen Punkten gibt der Autor hier einen fast handbuchartig anmutenden Überblick und berücksichtigt ausführlich englische und französische Sekundärliteratur.

Mir scheinen allerdings die grundsätzliche Anlage der Arbeit bzw. wichtige Prämissen der Forschergruppe diskutabel. Hruschkas Definition des "mittelalterlichen Kriegsbildes" und der entsprechenden Modernisierung kann m. E. so nicht aufrechterhalten werden. Besonders deutlich wird dies an Hruschkas Diskussion einer Passage bei Korner, in der letzterer feststellt: "*Zuletzt wurden die Holsten von der Vielheit der Dänen übermannt.*" Der Autor schreibt hierzu: "Der biblische Topos der Übertragung der David-und-Goliath-Geschichte greift in diesem Fall nicht und an die Stelle dieses christlichen Topos rückt die Beobachtung, dass eine größere Menschenmenge im Krieg, wenn sie sich taktisch klug verhält, oft das bessere Ende für sich hatte. Dies ist ein Fall, der schon renaissancehafte Züge aufweist in der Ausschaltung christlicher Glaubensmuster durch empirische Beobachtungen. Es zeigt sich ein neuer Aspekt der Kriegsführung im Wandel von den Ritterkämpfen zu den Volksheeren." (172) Dem ist entgegenzuhalten, dass das "mittelalterliche Ritterheer" eine Fiktion ist. Die Mehrzahl der Kombattanten bestand auch im Hochmittelalter aus Fußvolk. Bezüglich der weiteren Entwicklung ist Hruschka zuzustimmen, dass gegen Ende des Spätmittelalters vor allem aufgrund der Schweizer Entwicklung die Bedeutung der Reiterei auf dem Schlachtfeld deutlich abnimmt. Dies ist jedoch kein linear sich fortsetzender Trend. Spätestens gegen Ende des 30-jährigen Krieges bestehen viele Heere wieder zu ca. 50 % aus Reitern; im englischen Bürgerkrieg erweisen sich die Kavalleristen in mehr als einer Schlacht als entscheidende Waffengattung.

Auch wenn Hruschka feststellt, dass sich im Zuge der Modernisierung "Institutionen wie Reichs-, Hanse- und andere Städte die Legitimation zur Kriegsführung" erobern, bietet dies Anlass zur

Diskussion. Eher scheinen die entsprechenden Städte im Hoch- und Spätmittelalter selbstverständliche Teilnehmer an kriegerischen Auseinandersetzungen, während ihre Fähigkeit zur unabhängigen Beteiligung an entsprechenden Konflikten dann in der Neuzeit fast verschwindet. Schlicht falsch ist in diesem Zusammenhang Constantin Hruschkas Feststellung, dass die "symbolische Strafenach-dem-Tod" bei Hinrichtungen "neuzeitlichen Strafrechtsvorstellungen" nicht entsprach, denn diese Form der Bestrafung war typisch für die frühe Neuzeit und nicht für das Mittelalter.

Am fragwürdigsten scheint mir die Gegenüberstellung von "religiös" und "empirisch", weil sie den Kern der Quellenanalyse des Autors betrifft. Religiöse Erklärungen von Sieg und Niederlage sind bis weit hinein in das 18. Jahrhundert zu finden. Dies ist nicht nur der Existenz Gottes im Denken der frühen Neuzeit geschuldet oder ein topisches Anhängsel. Dort, wo die rational schwer nachvollziehbaren psychischen Seiten des Kampfes angesprochen werden, hat Gott auch seinen Platz in der "empirischen" Erklärung von Schlachten. Demgegenüber sind hochmittelalterliche Chroniken keineswegs durchgehend von religiösen Erklärungsmustern geprägt. Helmold von Bosau erklärt z. B. eine Niederlage der Lübecker gegen die Obodriten sehr "rational": die Lübecker waren von einem Gelage so betrunken, dass sie keinen Widerstand zu leisten vermochten. Seine Schilderung der vorangegangenen Verhandlungen entspricht genau dem, was Hruschka als "moderne Interpretation der Interessenkonflikte" (213) bezeichnet. Dies scheint aber vor allem Helmolds Perspektive und seinem politischen Erfahrungsschatz gedankt zu sein. Auch Kreuzzugsdarstellungen des Hochmittelalters scheinen besonders von der Perspektive der Chronisten geprägt. Teilnehmer schildern durchaus "empirische" Details der Kämpfe, während Chronisten aus dem Kloster eher "religiösen" Ansätzen zuneigen. Auch zeigt sich z. B. in Haythons Berichten über die Mongolen, dass "empirische" Darstellungen durchaus dort vorliegen, wo der Autor zuverlässige Quellen benutzt.

Vor diesem Hintergrund wirft auch die Quellenauswahl Fragen auf. Besonders die von Constantin Hruschka detailliert betrachtete Chronik Hermann Korners hätte den Vergleich mit der übrigen Lübeckischen Chronistik erlaubt. Dieser wäre für die Analyse eines Wandels im Kriegsbild aussagekräftiger, hätte aber wahrscheinlich zu anderen Ergebnissen geführt.

Ein Abschnitt aus der Chronik des Franziskaner Lesemeisters Detmar, knapp ein halbes Jahrhundert vor der Fertigstellung der deutschen Fassung der "chronica novella" begonnen, mag die Problematik verdeutlichen. Die für Lübeck und seine Geschichtsschreibung bedeutende Schlacht bei Bornhöved (1227) schildert Detmar lakonisch ohne irgendeine Erklärung: Es war die größte Schlacht, die in der Region je stattgefunden hat, der König von Dänemark verlor die Begegnung und fast sein ganzes Volk wurde erschlagen oder gefangen. Das Land wurde aus der Gewalt der Dänen befreit und dafür soll Gott Lob und Ehre gegeben werden, auch der Maria Magdalena, an deren Tag die Schlacht stattgefunden hatte. Über den Seekrieg mit dem König von Dänemark von 1234-35 berichtet Detmar wesentlich ausführlicher und detailreicher, so dass der Unterschied zwischen beiden Versionen vor allem auf unterschiedliche Quellen zurückzugehen scheint. Der "modernere" Korner hingegen gibt uns anlässlich von Bornhöved die ausführlichste Schilderung einer Schlacht in seiner gesamten Chronik. Den Sieg der Lübecker und ihrer Verbündeten erklärt er durch das Geschick des lübeckischen Bürgermeisters Alexander von Soltwedel, das Überlaufen der Ditmarschen vor der Schlacht, aber vor allem dadurch, dass Maria Magdalena erschienen ist und mit ihrem Mantel die den Lübeckern in die Augen stechende Sonne verdeckt habe. Dass diese Marienerscheinung noch im ersten Viertel des 18. (!) Jahrhunderts als Bestandteil der lübeckischen Erinnerungskultur nachzuweisen ist, lässt die Aufteilung in "modern" und "mittelalterlich" fragwürdig erscheinen. Hier scheint in der Chronistik eher eine "Wellenbewegung" deutlich zu werden, die im Spannungsfeld der Erfahrungen, persönlichen Umstände des Chronisten, der jeweiligen kollektiven Kriegserfahrungen der Stadt und von längerfristigen mentalitätsgeschichtlichen Trends zu verorten ist.

Hruschkas Befund ist zuzustimmen, dass Korner in seiner Darstellung der Konflikte Lübecks mit dem Dänenkönig Erich IV. auf Muster aus den Kreuzzügen zurückgreift und dabei "zunehmend auch ein nationales Bewusstsein zum Tragen kommt" (286). Fraglich ist nur, ob sich hier eine "Modernisierung" des Bewusstseins zeigt oder ein simpler Reflex auf die permanenten kriegerischen Auseinandersetzungen Lübecks mit den dänischen Königen. Dies gilt umso mehr, als in der folgenden lübeckischen Chronistik zwar

antidänische Ressentiments festzustellen sind, aber weder die schon bei Detmar auftauchende Gruppenbezeichnung "die Deutschen" durchgehalten wird (und sich nirgends zu einem politischen Bezugsrahmen ausweitet), noch die dänenfeindlichen Äußerungen in der gesamten lübeckischen Chronistik der frühen Neuzeit zu einem festen nationalen Feindbild werden.

So bleibt festzuhalten, dass Constantin Hruschkas Arbeit eine Vielzahl interessanter Befunde zu vier wichtigen Chroniken des Spätmittelalters liefert, durch eine problematische Methodik allerdings Widerspruch herausfordert und damit hoffentlich zu weiterführenden Diskussionen Anlass geben wird.

Sascha Möbius

Stephan Selzer, Deutsche Söldner im Italien des Trecento, Tübingen: Niemeyer, 2001 (= Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, Bd. 98); 563 S.

Als am 24. August 1313 Kaiser Heinrich VII. während seines erfolglosen Romzuges in Buonconvento starb, neigte sich nicht nur die Zeit der großen Italienunternehmen deutscher Könige dem Ende zu, sondern es begann zugleich ein neues, bislang weitgehend unbeachtetes Kapitel deutsch-italienischer Beziehungen des späten Mittelalters. Ein Teil des kaiserlichen Heeres blieb in Italien zurück, trat in städtischen Sold und bildete somit den ersten nennenswerten Ausgangspunkt einer sich über mehrere Generationen entwickelnden Tradition des deutschen Adels, in der Hoffnung auf guten Sold und reiche Beute über die Alpen zu ziehen. Doch es gab auch andere Beweggründe. Als Angehörige der europäischen Adelsgesellschaft betrachteten viele Söldner im Idealfall ihren Dienst ebenso als eine "ritterliche Reise", bei der Abenteuer zu erleben und Ehre zu gewinnen waren. Die Realität des Kriegsalltags mag zwar häufig eine andere gewesen sein, dennoch ordnen sich auch die Italienreisen gegen Sold des deutschen (und europäischen) Adels in das Phänomen der allgemeinen adeligen Mobilität des späten Mittelal-

ters ein, die einen ihrer Höhepunkte sicher in den Preußenreisen des 14. Jahrhunderts fand.

Angesichts dieser Zusammenhänge verwundert es nicht, dass es gerade Werner Paravicini war, der profilierte Kenner und Erforscher der spätmittelalterlichen Preußenreisen und der ritterlich-höfischen Kultur des europäischen Adels, der eine moderne Bearbeitung dieses Themas nicht nur dringend einforderte, sondern letztlich auch initiierte und betreute. Das Ergebnis ist die nun im Druck vorliegende Kieler Dissertation von Stephan Selzer. Sie nimmt einen Faden auf, der schon zu Beginn des letzten Jahrhunderts von Karl-Heinrich Schäfer gelegt wurde. Dieser veröffentlichte zwischen 1911 und 1940 die ersten vier Bände seiner quellenreichen Darstellung "Deutsche Ritter und Edelknechte in Italien", denen ursprünglich mindestens zwei weitere folgen sollten. Als Fußnote oder Literaturhinweis fand Schäfers Arbeit danach immer wieder Erwähnung. Allerdings kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass sie dennoch kaum gelesen oder rezipiert worden ist. Auch im Bereich der mittelalterlichen Geschichte war das Kapitel "Kriegswesen" lange Zeit eher unpopulär in Deutschland.

Stephan Selzer nutzt zwar in weiten Teilen die Vorarbeiten Schäfers, betrachtet das Phänomen der deutschen Italiensöldner des 14. Jahrhunderts jedoch aus einer deutlich weiter gefassten Perspektive als dieser. Er bettet militärische Aspekte oder solche des spätmittelalterlichen Kriegswesens in einen größeren Rahmen, der wirtschaftliche und soziale Hintergründe der Söldner ebenso beinhaltet wie ihre Erfahrungen und Hinterlassenschaften in Italien, ihre alltäglichen Sorgen in der Fremde wie in der Heimat. Nicht zuletzt spielte auch die allgemein verbreitete Kultur des europäischen Rittertums eine wichtige Rolle für das Selbstverständnis der adeligen Söldner und für ihre Integration in die international besetzten Söldnertruppen.

Die deutschen Söldner waren im Italien des Trecento nur eine Gruppe unter vielen – allerdings eine verhältnismäßig große. Ihre Konkurrenten kamen aus Spanien, Frankreich, Ungarn, England und selbstverständlich vor allem aus Italien. Letztere waren es schließlich auch, die ab Ende des 14. und spätestens zu Beginn des 15. Jahrhunderts die Oberhand auf dem italienischen Soldmarkt gewannen und die fremden Söldner verdrängten. Eine mögliche

Ursache dafür war der sinkende Wert der gezahlten Löhne, der den Dienst im entfernten Italien für viele deutsche und andere Kriegerleute immer weniger attraktiv erscheinen ließ. Leider kann auch Selzer, der im ersten Kapitel die Geschichte dieses Soldmarktes beschreibt, nicht klären, ob und inwiefern sich der Verlust der italienischen Verdienstmöglichkeiten auf die deutschen Adelsfamilien auswirkte, die dort traditionell ihr Auskommen gesucht hatten, ob sie alternative Geldquellen oder Dienstmöglichkeiten suchten und ob solche Alternativen für das sinkende Interesse an Italien verantwortlich gewesen sein könnten. Wahrscheinlich hätte dies jedoch den zeitlichen und geografischen Rahmen der Arbeit gesprengt, zumal Selzer stets sorgfältig darauf bedacht ist, den Vergleich mit vor allem westeuropäischen Entwicklungen des Kriegswesens und des Rittertums nicht aus den Augen zu verlieren. Somit gelingt ihm auch eine wünschenswerte Einordnung seiner Ergebnisse in die der hoch stehenden französischen und angelsächsischen Forschung auf diesem Gebiet.

Besonders deutlich wird dies im zweiten Kapitel, das sich den Bedingungen des Solddienstes in Italien widmet. Der Bogen spannt sich dabei von der Organisation der Söldnertruppen über die Merkmale und Besonderheiten der Kriegführung des 14. Jahrhunderts bis hin zu den täglichen Problemen des Söldnerlebens in Italien jenseits des Kriegerdaseins. Dabei werden zunächst die inneren Strukturen der regulären Söldnereinheiten untersucht – vornehmlich auf Grundlage der schriftlich fixierten Dienstverträge (*condotte*) und vergleichbarer Dokumente. Besonders bemerkenswert erscheint hierbei die kurz nach der Mitte des 14. Jahrhunderts erfolgte Umstellung der Truppengliederung von den größeren Bannern zu den kleineren Gleven oder Lanzen, für die Selzer aus England übernommene taktische Neuerungen verantwortlich macht – ein deutlicher Beleg dafür, dass auch die häufig für technisch-taktischen Fortschritt unzugänglich gehaltenen Ritterheere des späten Mittelalters sich durchaus flexibel zeigen konnten. Ähnlich wie die regulären Söldnereinheiten im Dienst der Städte und Fürsten besaßen auch die freien Söldnerkompanien eine eigene Struktur. Diese für die militärische Situation im Italien des Trecento typischen großen Söldnerverbände werden von Selzer vor allem hinsichtlich ihrer Entstehung, ihrer personalen Zusammensetzung und der Faktoren ihres Zusammenhalts untersucht. Erst

dann widmet er sich der eigentlich grundlegenden Frage, wie die Söldner überhaupt nach Italien kamen, wobei die praktischen Fragen der Anwerbung und der Reise im Vordergrund stehen.

Der folgende Abschnitt über Krieg und Kriegsführung bleibt nicht bei der klassischen Betrachtung von Kampftaktik, Strategie und Formen des spätmittelalterlichen Krieges stehen. Vielmehr wird der Einsatz von Söldnern vielfach aus moderner wie zeitgenössischer Perspektive problematisiert, wird vor allem auf mögliche und tatsächliche Einflüsse des Rittertums und seiner Rituale eingegangen – ein Thema, das Selzer im gesamten Buch immer wieder anspricht und das aus dem adeligen Söldnerwesen des späten Mittelalters auch schlechthin nicht wegzudenken wäre. Trotz aller "Ritterlichkeit" blieb der Söldnerkrieg immer brutal und forderte zahlreiche Opfer, besonders unter der schutzlos den Plünderungen ausgesetzten bäuerlichen Landbevölkerung oder den nichtadeligen Kämpfern. Die viel zitierten Berichte von "unblutigen Schlachten" erweisen sich somit weitgehend als inszenierte Legenden von Zeitgenossen, die damit pointiert die Ineffizienz der Kriegsführung mit Söldnern anklagen wollten.

Solche Urteile deuten an, dass den fremden Söldnern von den Italienern nicht immer Wohlwollen entgegen gebracht wurde. Bei aller Wertschätzung ihrer militärischen Leistungsfähigkeit wurden sie mit Misstrauen betrachtet, gelegentlich auch verachtet. Dies machte ihr alltägliches Leben, dem Selzer auf Grundlage der seltenen Quellen nachzugehen sucht, nicht eben leichter. Dazu gehörte, neben Sprach- und Geldproblemen, auch die Sorge um eine angemessene Memoria im Falle des allgegenwärtigen Todes. Tatsächlich finden sich auch heute noch Beispiele repräsentativer Grabmäler, die deutschen Adeligen vor 600 Jahren in Italien gesetzt wurden. Kollektive Memoria, wie sie zum Beispiel in der Kirche St. Giorgetto in Verona überliefert sind, zeugen sogar von einer Gruppenidentität unter deutschen Söldnern.

Im dritten Kapitel beschäftigt sich Selzer eingehender mit den Söldnern selbst, mit ihrer Herkunft und ihren Motivationen. Dabei verdienen die Abschnitte über die Statistik des Solddienstes und die soziale wie geografische Herkunft der Söldner besondere Beachtung, werden hier doch vielfältige Verbindungen und Zusammenhänge deutlich, die auch für die Sozialgeschichte des deutschen Adels im späten Mittelalter von Bedeutung sind. Das Gleiche gilt

für die Betrachtung der Motivationen, die deutsche Adelige zum Solddienst jenseits der Alpen bewogen haben mögen. Diese waren individuell verschieden und reichten von klaren wirtschaftlichen Zwangslagen bis hin zur Hoffnung der Söldner auf (ritterlichen) Ehrgeiz. In den meisten Fällen war es, so Selzer, ein ganzes Bündel von Motiven, das hier zur Wirkung kam. Veranschaulicht wird dies vor allem anhand individueller Schicksale, soweit sie sich in den Quellen verfolgen ließen. Es mag eine Schwäche derartiger Forschungen sein, dass sie allein auf der Basis entsprechender Überlieferung erfolgen können und daher fast ausschließlich die obere Schicht des Adels – zumeist gräfliche Familien – erfassen. Ob dies repräsentativ ist, muss offen bleiben. Allerdings dürfte die spätmittelalterliche Überlieferung in der Regel kaum andere Möglichkeiten zulassen. Insofern hat Selzer in seiner Studie eine bemerkenswerte Fülle von Material zusammengetragen und bearbeitet – mit Ergebnissen, die schlüssig erscheinen.

Im abschließenden Kapitel zieht der Autor ein Fazit aus Sicht der Söldner. Dabei geht es vor allem um die Frage, ob sich die Hoffnungen, die mit der weiten Reise nach Italien verbunden waren, erfüllen ließen. Allein nach wirtschaftlichen Maßstäben sollte man hier, so Selzer, nicht urteilen – das hieße, die Denkmuster adeliger Herren im späten Mittelalter verkennen. Stattdessen waren oft die Reise und die damit verbundenen Abenteuer selbst das Ziel, womit sich wieder die Frage nach den individuellen Motiven und nach der Rolle ritterlicher Ideale darin stellt. Immerhin gab es auch ganz handfeste Mitbringsel aus dem Süden, und seien es nur einfache "Souvenirs". Wesentlich auffälliger aber waren päpstliche Urkunden oder gar italienische Frauen, die in die Heimat gebracht wurden. Nicht zu vergessen ist auch eine gewisse Form des Kulturtransfers, der mit den heimziehenden Söldnern seinen Weg über die Alpen fand.

Insgesamt ist Stephan Selzer ein sehr lesenswertes Buch gelungen, dem eine weite Beachtung zu wünschen ist. Der bewusste Verzicht auf methodische Beschränkungen lässt einen großen Spielraum, um unterschiedliche Facetten des Forschungsgegenstandes "Söldner" anzusprechen und führt trotz aller Sachlichkeit zu einer lebendigen, inspirierenden Darstellung. Wirtschaftshistoriker werden hier ebenso interessante Anregungen finden wie Kultur- oder Sozialhistoriker oder Interessenten an militärischen Details des 14. Jahr-

hunderts. Eine Fundgrube für Genealogen ist der umfangreiche Anhang, in dem die zahlreich in italienischen Archiven gesammelten Informationen über deutsche Söldner prosopografisch aufbereitet sind, ergänzt durch ein spezielles Verzeichnis der archivalischen Quellen und eine kurze Auswahl edierter Dokumente. Diese Bandbreite, die Selzer vorlegt, beweist anschaulich, dass die Erforschung des mittelalterlichen Söldnerwesens zu Unrecht lange Zeit ein Stiefkind der deutschsprachigen Forschung war. Dass dabei auch Fragen an altbekanntes Material neu gestellt werden können, beweist einmal mehr, wie notwendig und Gewinn bringend eine weitere Forschung auf diesem Gebiet ist.

Uwe Tresp

Söldnerleben am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges, hrsg. und bearbeitet von Holger Th. Gräf. Mit Beiträgen von Sven Externbrink und Ralf Pröve, Marburg a. d. Lahn 2000 (= Beiträge zur Hessischen Geschichte, Bd. 16); 168 S.

Dass das Interesse an Selbstzeugnissen in den letzten Jahren gewachsen ist und diese Quellengruppe zunehmend eine zentrale Rolle in der Geschichtswissenschaft spielt, spiegelt sich in zahlreichen Publikationen wider. Zeugnisse der Selbstwahrnehmung erweisen sich längst als unverzichtbar, sollen soziale Praxis, Erfahrungszusammenhänge und Lebenswelten rekonstruiert und historische Akteure als handelnde wie wahrnehmende Personen gezeigt werden. Gerade auch das Bestreben der jüngeren Forschung, sich von dem herkömmlichen, als unzureichend empfundenen Zugang einer eher "politik- und diplomatiegeschichtlich ausgerichteten Staats- und Herrschaftsgeschichtsschreibung" zu distanzieren, lässt Ego-Dokumente für die wissenschaftliche Arbeit interessant erscheinen. So verwundert es nicht, dass die Militärgeschichte, in vielerlei Hinsicht gerade Neuland betretend, auf diese Quellengruppe zurückgreift, werden doch dadurch bisher vernachlässigte Innenansichten der militärischen Gesellschaft erkennbar.

Es kann also nur begrüßt werden, dass Holger Th. Gräf sich der Arbeit unterworfen hat, den Lebenslauf und das Kriegstagebuch

des hessischen Obristen Caspar von Widmarckter zu edieren. Von Widmarckter (1566-1621), der dem Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel über viele Jahre als Diplomat und Militär diente, hinterließ mit seinem Lebenslauf und seinem Kriegstagebuch zwei Quellen, die nicht nur einen hervorragenden Einblick in die Lebenswirklichkeit eines Söldners und Kriegsunternehmers bieten, sondern zum anderen auch die Lebenskonturen eines Diplomaten und Hofbeamten nachzeichnen.

Beide Quellen entstanden etwa zeitgleich am Lebensabend des Verfassers. Sowohl am Kriegstagebuch wie am Lebenslauf waren zwei Schreiberhände beteiligt. Neben Widmarckter hat dessen Sekretär das Gros der Texte verfasst. Da die Quellen, auch das Kriegstagebuch, im Nachhinein niedergeschrieben wurden, allerdings viele Detailinformationen und genaue Zeitangaben aufweisen, muss davon ausgegangen werden, dass sich die Niederschrift auf vorhandene ältere Notizen und Berichte stützt. Der Grund für das Entstehen beider Quellen kann nur vermutet werden. Wahrscheinlich wollte Widmarckter, dessen Verhältnis zu seinem Dienstherrn eher angespannt war, mit seinem Kriegstagebuch einen "Rechenschafts- und Tätigkeitsbericht" vorlegen; vielleicht entstand das Werk sogar im Auftrag des Landgrafen von Hessen-Kassel. Auch der Lebenslauf könnte als Rechenschaftsbericht für den Landgrafen angefertigt worden sein.

Das Kriegstagebuch umfasst nur die Zeit Februar bis November 1617 und schildert aus der Sicht eines Obristleutnants einen Feldzug, der in Frankreich begann und über Savoyen bis in das Herzogtum Mailand führte. Das Tagebuch ist umfangreicher als der Lebenslauf, so dass durch die damit gegebene Ausführlichkeit und Reduzierung auf einen eng umgrenzten Zeitraum eine klare Fokussierung auf den militärischen Alltag am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges gegeben ist. Sichtbar wird vor allem der Blick eines militärischen Managers, dessen Tagesablauf von logistischen und organisatorischen Problemen geprägt wurde. Viele Eintragungen Widmarckters sind kurz und verweisen nur auf den jeweiligen Quartierstandort, an anderen Tagen verzeichnet er gar nichts oder vermerkt: "Nichteß vorgelauffen, so denkwurdigk." Auch Berührungspunkte von Militär und Gesellschaft übergeht er oft knapp. Kommt es während des Marsches zu Kämpfen mit der Bevölkerung, erwähnt er die Verluste - und nicht mehr. Doch Widmarckter

kennt auch Ausführlichkeit. Er schildert die Meuterei seiner Soldaten, lässt sich besonders lang über ein Duell seines Obristen Henri de Schomberg aus wie über die Ermordung von Concino Concini oder schildert die Verwundung eines Offiziers und dessen Behandlung. Und selbst wenn der Autor seine Informationen oft nicht in einer für den Historiker wünschenswerten Fülle preisgibt, enthalten doch selbst die knappen Schilderungen eine Fülle an Material, das den militärischen Alltag in seinen zahlreichen Facetten beleuchtet. Allerdings, zu dieser Einschätzung kommt auch Gräf, verzeichnet Widmarckter hier seine selektive individuelle Sicht und das übermittelte Bild bleibt oft nur bruchstückhaft.

Der Lebenslauf Widmarckters zeigt die Lebenskonturen eines Militärs, der, besonders seit dem beginnenden 17. Jahrhundert, immer wieder für seinen Dienstherrn auf diplomatischen Missionen unterwegs war. Oft beschränkt sich der Verfasser darauf, diese Missionen knapp mitzuteilen, ohne auf den Inhalt der Reise näher einzugehen. Da die Missionen teilweise geheim waren, ein verständlicher Verzicht des Autors. Skizziert wird dabei nicht nur der Aktionsradius eines hessischen Hofbeamten, sondern auch die Außenpolitik Hessen-Kassels. Beide Quellen zusammen, Lebenslauf und Kriegstagebuch, geben somit einen vielschichtigen Einblick in das Leben Widmarckters, dessen Unstetigkeit sicherlich dem vieler Standesgenossen ähnlich war.

Gräf hat seiner Edition eine Einleitung vorangestellt, die über Entstehungszusammenhang und Überlieferung der Handschriften aufklärt und auch auf die Problematik und den Wert der Quellen eingeht. Die Editionsrichtlinien wurden "für ein in der Lektüre frühneuzeitlicher Texte weniger geübtes Publikum" angepasst. So wurden außer der Interpunktion auch Groß- und Kleinschreibung den heutigen Regeln angeglichen, Kürzungen im Original ohne Kenntlichmachung im Text aufgelöst. Auch Konsonantendoppelungen wurden nicht übernommen. Der wissenschaftliche Apparat der Edition widmet sich ausschließlich der Erklärung der zahlreichen Personen- und Ortsnamen sowie teilweise der Worterklärung. Die Einschübe des Bearbeiters im Text sind durch eckige Klammern gekennzeichnet. Meines Erachtens hätte es der Lesbarkeit nicht geschadet, wären diese Einschübe inklusive der Blattangaben kursiv gesetzt worden. Konsequenter wäre dann auch ein kursiv gehaltener wissenschaftlicher Apparat gewesen. Die Auflösung der zahlrei-

chen Personennamen, die nur in wenigen Fällen nicht gelang, zeigt, mit welcher Akribie sich Gräf den Texten widmete. Drei Anhänge bieten eine genaue Auflistung der Reisen, Feldzüge und Gesandtschaften Widmarckters mit jeweils errechneten Kilometerangaben der zurückgelegten Strecken, basierend auf dem Lebenslauf sowie ein Itinerar des Feldzuges von 1617, erneut mit Kilometerangaben und schließlich ein medizinisches Gutachten aus dem Jahr 1620 über den Verfasser der hier edierten Quellen. Ein Index rundet die Edition ab.

Die Komplexität der Informationen, die Tagebuch wie Lebenslauf bieten, ließen es dem Herausgeber für angebracht erscheinen, der Edition eine biographische Skizze des Verfassers und einen Überblick über die Quellengruppe "Selbstzeugnisse" voranzustellen, vor allem aber auch eine ausführliche Einführung in die nicht unkomplizierten historischen Ereignisse und Hintergründe des Jahres 1617 zu geben.

Die biographische Skizze erarbeitete Holger Th. Gräf selbst, wobei er sich natürlich auf den vorhandenen Lebenslauf Widmarckters stützen konnte. Für die Einführung in die Quellengruppe "Selbstzeugnisse" zeichnet Ralf Pröve verantwortlich. Ohne in die Breite zu gehen, skizziert er ein treffendes Bild der Quellengruppe und deren Aussagewert vor allem auch für die Militärgeschichte. Ein integrierter kurzer Einblick in die im Aufbruch befindliche frühneuzeitliche Militärgeschichte rundet Pröves Beitrag ab. Eine ausführliche Einarbeitung in den Zeitzusammenhang ermöglicht Sven Externbrink mit seinem in angebrachter Ausführlichkeit gehaltenen Beitrag. Für Externbrinks Aufsatz ist der Leser um so dankbarer, gehören doch gerade die Ereignisse in Frankreich und die regionalen Konflikte in Norditalien im Vorfeld des Dreißigjährigen Krieges, deren Beobachter Widmarckter auf seinem Kriegszug 1617 wurde, zu den eher vernachlässigten Themen deutscher Geschichtsschreibung. Die Lektüre des hier angezeigten Werkes kann also nur empfohlen werden.

Matthias Franz

Was ist Militärgeschichte?, hrsg. von Thomas Kühne und Benjamin Ziemann in Verbindung mit dem Arbeitskreis Militärgeschichte e. V. und dem Institut für soziale Bewegungen der Ruhr-Universität Bochum, Paderborn, München, Wien, Zürich: Ferdinand Schöningh 2000 (= Krieg in der Geschichte, Bd. 6).

Der vorliegende Sammelband ging aus einer Tagung des Arbeitskreises Militärgeschichte im November 1998 in Bochum hervor und stellt den Anspruch, Perspektiven und Ergebnisse der militärgeschichtlichen Forschung zu präsentieren. Der Schwerpunkt der Beiträge liegt auf der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.

In der Einleitung thematisieren die Herausgeber die Methoden und Konzepte einer erneuerten Militärgeschichte, die sich in einer Aufholjagd gegenüber anderen geschichtswissenschaftlichen Paradigmen in einer Zeit sinkender Ressourcen befindet. Insofern startet diese Aufholjagd unter denkbar ungünstigen Rahmenbedingungen. Gekennzeichnet sei die Militärgeschichte durch einen Methodenpluralismus, der auch auf diesem Gebiet das Ende der großen Metaerzählungen anzeigt.

Der Sammelband ist in vier große Blöcke unterteilt, dessen erster unter dem Begriff "Instrumentalisierungen" die historischen Probleme des Faches thematisiert. Die Militärgeschichte war vor anderen historischen Teildisziplinen besonders stark von politischer Instrumentalisierung geprägt. Wolfram Wette beginnt mit einer Rekapitulierung der Entwicklung der Militärgeschichte im 20. Jahrhundert und der Neuorientierung der Militärgeschichte seit den 60er Jahren. Danach berichtet Jürgen Angelow über die Militärgeschichtsschreibung der DDR, der er letztendlich Wissenschaftlichkeit abspricht. Gerd Krumeich plädiert in seinem Beitrag für eine zivile Forschung zur Militärgeschichte.

Den größten Umfang nimmt der 2. Block mit Beiträgen über "Ansätze und Themenfelder" in Anspruch, der die Mannigfaltigkeit der Ansätze und Themen widerspiegelt. Bernd Wegner konstatiert einen Mangel an operationsgeschichtlichen Studien, die der historischen Bedeutung militärischer Operationen widerspricht. Der V. benennt ein bedeutsames theoretisches Problem: das Verhältnis von Struktur und Ereignis/Individuum. Dennis E. Showalter berichtet

über die amerikanische Militärgeschichtsschreibung, die äußerst positiv dargestellt wird. Jost Dülffer unterscheidet eine weite Kriegs- und eine engere Militärgeschichte. Thematisiert wird der Einfluss des Militärischen auf die Politik, das ein Scharnier zwischen Außen- und Innenpolitik darstelle. Betont wird die gesellschaftliche Funktion des Militärs, seine Wirkung auf Gesellschafts- und Staatsverfassung. Thomas Mergel bietet schon im ersten Absatz alle Schlagwörter der aktuellen geschichtswissenschaftlichen Diskussion auf. Die Militärgeschichte solle sich eines Politikbegriffes befleißigen, der Politik als kommunikativen Prozess beschreibe. Stefan Kaufmann sieht eine Vernachlässigung des Themas "Militär und Technik". Anne Lipp wendet sich dem Thema "Diskurs und Praxis" zu, meint aber eigentlich das Verhältnis von Norm und Praxis. Ihre "Militärgeschichte als Kulturgeschichte" bleibt allerdings die Antwort schuldig, was Kulturgeschichte des Krieges sein solle. Rudolf Vierhaus hat einmal über den Begriff "Kultur" geschrieben: "'Kultur' ist heute ein unerträglich verbrauchtes, inhaltsloses Wort". Auch die Geschlechtergeschichte hat die Militärgeschichte entdeckt, wie Christa Hämmerle aufzeigt. Ihr kurzer Forschungsüberblick zeigt die Fortschritte auf diesem Gebiet.

Die folgenden Beiträge von Stig Förster und Bernhard R. Kroener geben sich bezüglich der theoretischen Überfrachtung des Faches viel zurückhaltender. Förster betont, dass der Krieg das eigentliche Thema der Militärgeschichte sei. Danach folgt ein Stück Traditionsstiftung: Clausewitz sollte als Grundlage der Überlegungen zu einer Militärgeschichte dienen, die den Krieg aus den gesellschaftlichen Verhältnissen erklärt. Clausewitz wäre der Ahnherr einer Disziplin, vergleichbar der Traditionsfunktion Max Webers für die Sozialgeschichte. Bernhard Kroeners Beitrag betont den Widerspruch zwischen der Bedeutung des Militärs in der vormodernen Gesellschaft und der Erforschung des Militärischen. Er sieht eine sozialgeschichtliche Verankerung der Militärgeschichtsschreibung. Roger Chickering fordert eine "Militärgeschichte als Totalgeschichte", denn der totale Krieg fordere die totale Geschichtsschreibung, die alle erdenklichen historischen Einflüsse zu berücksichtigen habe.

Den vierten Themenblock "Bilanz" eröffnet Wilhelm Deist mit einem Überblick über die Militärgeschichtsschreibung seit dem 19. Jahrhundert, bevor Dieter Langewiesche in einer kritischen Aus-

einandersetzung mit dem Band gleich die Rezension mitliefert. Viele Probleme des Bandes sind ihm nur noch historische Nachgefechte, die das Problem einer verspäteten Subdisziplin widerspiegeln. Letztendlich ist Wissenschaft nur ein Ressourcenkampf, in dem die Militärgeschichte aufgrund ihrer theoretisch-methodischen Verspätung schlechte Karten besitze. Gerade dieser Band ist ein schönes Beispiel für den Versuch, sich in diesem Ressourcenkampf zu positionieren und Marktmacht über zugewiesene Bedeutung zu erringen. So sind zum einen die ständige Feststellung von Forschungsdefiziten zu erklären, die von stolzgeschwellten Anmerkungen über das bisher Erreichte konterkariert werden, zum anderen die Anleihen aus den verschiedenen 'neuen' Subgeschichten in unserem Fach.

Eine Auswahlbibliographie rundet den gelungenen und informativen Sammelband ab, der durchaus geeignet ist, die Militärgeschichte einer breiteren Fachöffentlichkeit als neue Teildisziplin vorzustellen.

Thomas Fuchs

ANKÜNDIGUNGEN

Jahrestagung 2005 des Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V.

Call for Papers

Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit

Der Themenkomplex von Krieg und Migration hat in Europa eine negative Hochkonjunktur. Kriegerische Auseinandersetzungen weltweit führen zu Wanderungsdruck und wachsenden europäischen Ängsten. Krieg, Mobilität und Migration sind auch in der Frühen Neuzeit in vielfacher Weise immer wieder aufs Engste miteinander verbunden gewesen. Der Dreißigjährige Krieg gilt als Inbegriff des grausamen Wütens der mordenden, raubenden und plündernden Soldateska in der Frühen Neuzeit. Dennoch gab es daneben nicht minder zügellos geführte Kriege, bevor die "Bellona" im 18. Jahrhundert zumindest ansatzweise gezähmt werden konnte, beispielsweise den Pfälzischen Erbfolgekrieg, der ja ein regelrechter Zerstörungskrieg gewesen ist, oder die auf beiden Seiten mit religiösem Fanatismus geführten Türkenkriege. Am Kriegsende standen oft nicht nur zerstörte Städte und Dörfer, sondern auch demographische Katastrophen für ganze Landstriche.

Die für das Jahr 2005 vom "*Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*" geplante Tagung in Tübingen zielt darauf ab, die Bedeutung von Militär und Krieg für den Mobilisierungsgrad der vormodernen Gesellschaft Alteuropas aufzuzeigen und dabei die vor allem für die Migrationsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts entwickelten Methoden und Konzepte¹ auf die Frühe Neuzeit zu übertragen, weshalb eine Berücksichtigung von theoretisch-metho-

¹ Klaus J. Bade, Historische Migrationsforschung, in: Migrationsforschung und Interkulturelle Studien. Zehn Jahre IMIS, hrsg. von Jochen Oltmer, Osnabrück 2002, S. 55-74; Leslie Page Moch, *Moving Europeans. Migration in Western Europe since 1650*, Bloomington 1992; Thomas Klingenberg, Migrationen im frühneuzeitlichen Europa. Anmerkungen und Überlegungen zur Typologiediskussion, in: *Réfugiés und Emigrés. Migration zwischen Frankreich und Deutschland im 18. Jahrhundert*, hrsg. von Thomas Höpel und Katharina Midell, Leipzig 1997, S. 23-38.

dischen Zugangsweisen der Migrationsgeschichte wünschenswert wäre.

Das Thema Krieg, Militär und Migration lässt sich in drei Komplexe einteilen, die sowohl quantitativ als auch qualitativ unter kultur-, wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Fragestellungen behandelt werden sollten. Bevorzugt zu untersuchen sind dabei:

1. *der "Mobilisierungsfaktor" Militär,*
2. *die kriegsbedingte Migration der Zivilbevölkerung in Kriegszeiten,*
3. *die kriegsbedingte Migration der Zivilbevölkerung in der Nachkriegszeit.*

1. "Mobilisierungsfaktor" Militär

Der Mobilisierungsfaktor Militär spiegelt sich zum einen in den Arbeitswanderungen zum Militär wider, den Wanderungen von Menschen zu den Musterungsplätzen, die Söldner wurden oder einen neuen Dienst aufnehmen wollten. Eine besondere Problematik bilden dabei die ausgemusterten Knechte, die noch keine neuen Dienstherrn gefunden hatten und die Zeit zwischen zwei Dienstverhältnissen überbrücken mussten. Hier gilt es nach den Problemen, die sie mit anderen "Menschen auf der Straße" als soziale Randgruppe teilten, zu fragen. Diese stellten sich nach der Auflösung ganzer Heere durch die große Menge der Menschen, die in eine unsichere Existenz geworfen wurden, in besonders dramatischer Weise. Diese Art von militärischer Arbeitswanderung konnte Formen von Binnenwanderung und Fernwanderung annehmen, wie man sie vor allem von den Schweizer Söldnern (*Reisläufern*) kennt.²

Im 18. Jahrhundert erhielten die durch die Lande ziehenden Werbetrupps und die Garnisonsorte als Wanderungsziel eine besondere Bedeutung. Die Werbetrupps legten erhebliche Strecken zurück, um geeignete Soldaten zu rekrutieren, welche ebenso lange Wege zu den Garnisonsorten zu bewältigen hatten. Weiterhin wanderten auch die Kantonisten jährlich von ihrem Heimatort zur Garnison und wieder zurück. Hier ist nach der Motivation der Rekruten, sol-

² Werner Meyer, Eidgenössischer Solddienst und Wirtschaftsverhältnisse im schweizerischen Alpenraum um 1500, in: *Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit*, hrsg. von Stefan Kroll und Kersten Krüger, Hamburg 2000, S. 23-39.

che Strapazen auf sich zu nehmen, aber auch nach deren besonderer Situation auf der Straße sowie der Integration der Soldaten in den Garnisonsorten zu fragen.³

Bei der Untersuchung der Mobilisierung der Soldaten im Krieg sind sowohl die sich auf Märschen befindenden Soldaten und deren alltägliche Probleme zu analysieren, als auch die mobile Lebensform der "*gartenden Knechte*" sowie deren Kontaktfelder mit der Zivilbevölkerung in den Blick zu nehmen. Als paradigmatisch kann hier der Söldner gelten, dessen Tagebuch von Jan Peters ediert wurde⁴ und welcher im Jahresdurchschnitt immerhin rund tausend Kilometer zurücklegte. Ein besonderer Aspekt der Wanderung von Soldaten ist ihr Einsatz in Übersee. Hier ist etwa an die Militärunternehmer zu denken, beispielsweise an verarmte spanische *Hidalgos*, die in den Kolonien Karriere machten, aber auch an zwangsverpflichtete deutsche Truppen im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg.

Neben den Soldaten sind die weiteren sozialen Gruppen innerhalb der der "*Lagergesellschaft*"⁵ beziehungsweise "*Garnisonsgesellschaft*"⁶ in die Untersuchung einzubeziehen. Hier wären unter dem Aspekt von kriegsverursachter Migration die Familienangehörigen der Soldaten⁷ wie auch die übrigen sozialen Gruppen in den Trossen zu berücksichtigen, darunter die Marketenderinnen, die Prostituierten und die fahrenden Kleinhändler. Zudem soll insbesondere für das 18. Jahrhundert nach den mobilisierenden Faktoren von Garnisonsstandorten gefragt werden, wo in Kasernen und städtischen Quar-

³ Ralf Pröve, *Stehendes Heer und ständische Gesellschaft im 18. Jahrhundert. Göttingen und seine Militärbevölkerung 1713–1756*, München 1995.

⁴ Ein Söldnerleben im Dreißigjährigen Krieg. Eine Quelle zur Sozialgeschichte, hrsg. von Jan Peters, Berlin 1993.

⁵ Bernhard R. Kroener, "... und ist der jammer nit zu beschreiben." Geschlechterbeziehungen und Überlebensstrategien in der Lagergesellschaft des Dreißigjährigen Krieges, in: *Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel*, hrsg. von Karen Hagemann und Ralf Pröve, Frankfurt am Main, New York 1998, S. 279–296.

⁶ Beate Engelen, Warum heiratete man einen Soldaten? Soldatenfrauen in der ländlichen Gesellschaft Brandenburg-Preußens im 18. Jahrhundert, in: *Militär und ländliche Bevölkerung (Anm. 2)*, S. 251–273.

⁷ Karen Hagemann, *Militär, Krieg und Geschlechterverhältnisse. Untersuchungen, Überlegungen und Fragen zur Militärgeschichte der Frühen Neuzeit*, in: *Klio in Uniform? Probleme und Perspektiven einer modernen Militärgeschichte der Frühen Neuzeit*, hrsg. von Ralf Pröve, Köln, Weimar, Wien 1997, S. 35–88.

tieren auf engstem Raum Soldaten aus verschiedenen Landschaften und mit unterschiedlicher konfessioneller Zusammensetzung zusammenkamen.

2. Kriegsbedingte Migration der Zivilbevölkerung in Kriegszeiten

Die nicht selten in den Nachkriegszeiten zu beobachtende Bevölkerungsarmut einiger Regionen ist bekanntlich weit weniger auf das direkte Kampfgeschehen als auf den Tod der Menschen an Hunger, Pest und Folterungen seitens der Soldaten zurückzuführen. Aus den Truppenbewegungen ergaben sich eine Reihe von gravierenden Folgen für die überlebende Zivilbevölkerung. Am bedeutendsten sind die Steuerforderungen, die gewaltsamen Übergriffe und die von den Soldaten eingeschleppten epidemischen Krankheiten, auf die wiederum mit Flucht reagiert wurde. Die stärksten Entvölkerungen – zugleich Ausdruck der bislang nur in Ansätzen erforschten großen Bevölkerungsverschiebungen während und nach Kriegszeiten – erklären sich durch die Flucht der Menschen vor dem Krieg, vor den gefürchteten "*Marchen*" des ungezügelten Kriegsvolkes und allerlei anderen Drangsalen.

Stadtflucht wie Landflucht gehörten auch zu den Phänomenen kriegsbedingter Migration. Die existentielle Angst während der Kriegszeiten, aber auch die Furcht vor einem drohenden Krieg trieb insbesondere die Menschen in unbefestigten Orten auf dem flachen Land hinter die Mauern benachbarter Städte und Festungen oder gleich ins vermeintlich sichere Ausland. Vor allem für die ohnehin pestgefährdeten Städte bedeutete der zeitweise oder dauerhafte Aufenthalt von zahllosen Kriegsflüchtlingen ein nur schwer lösbares Ordnungsproblem. Bei der Untersuchung von regional begrenzten Räumen ist in der Regel nicht zu entscheiden, ob die dort zu beobachtenden Bevölkerungsverluste auf eine erhöhte Mortalität oder auf Abwanderungen zurückzuführen sind. Zudem setzte schon während der Kampfhandlungen aber vor allem nach ihrer Beendigung eine starke Wanderung von den vom Krieg verschonten in die Gebiete mit hohen Bevölkerungsverlusten ein.⁸

⁸ John Theibault, *The Demography of the Thirty Years War Re-revisited: Günter Franz and his Critics*, in: *German History* 15 (1997) S. 1–21; Zum Siebenjährigen Krieg vgl. Rolf Gehrman, *Bevölkerungsgeschichte Norddeutschlands zwischen Aufklärung und Vormärz*, Berlin 2000, besonders S. 102–107.

Im Zusammenhang mit dem Söldnerwesen ist darauf hinzuweisen, dass einige vom Krieg betroffenen Stadt- und Landbewohner sich den unsicheren Lebensverhältnissen dadurch stellten, dass sie zeitweise oder dauerhaft selber Landsknechte oder Soldaten wurden. In den großen Heeren war zumindest eine gewisse materielle Grundversorgung gewährleistet, und es konnte – im günstigsten Falle – sogar auf militärischen Ruhm, sozialen Aufstieg und Reichtum gehofft werden. Während und nach dem Krieg ließen sich die Soldaten an unterschiedlichsten Orten nieder. Es gibt Beispiele, dass abgedankte Regimenter nach dem Krieg in entvölkerten Dörfern angesiedelt wurden. Obwohl die abgedankten Soldaten nach dem Krieg meistens in ihre Heimat zurückkehrten, gab es dennoch ehemalige Söldner, die sich an ganz anderen Orten niederließen, wobei es offenbar eine Rolle spielte, wo sie aus dem Heer entlassen wurden.⁹

Nach Kriegsende war für viele Flüchtlinge – insbesondere aus dem ländlichen Raum – eine Rückkehr in ihre verwüsteten Heimatorte wenig attraktiv. Einige hatten sich im Windschatten des Krieges in der Fremde bereits eine neue Existenz aufgebaut, einige waren durch das jahrelang ausgeübte Kriegshandwerk – ohne je eine spezifische Berufsausbildung erhalten zu haben –, derart sozial enturzelt, dass für sie eine Wiedereingliederung in soziale Gemeinschaften von Städten und Dörfern nicht mehr oder nur schwer möglich war. Dieses war ein Faktor für die in Nachkriegszeiten zu beobachtende Zunahme von Räuberbanden, Vagabunden, Bettlern und Angehörigen anderer sozialer Gruppen am Rande der altständischen Gesellschaft.¹⁰

3. Kriegsbedingte Migration der Zivilbevölkerung in der Nachkriegszeit

Doch Kriege lösten nicht nur Entvölkerungen von Räumen aus, sondern bedingten auch deren Wiederbesiedlung. Der Topos vom

⁹ Bernhard R. Kroener, "Der Krieg hat ein Loch." Überlegungen zum Schicksal demobilisierter Söldner nach dem Dreißigjährigen Krieg, in: *Der Westfälische Friede. Diplomatie - politische Zäsur - kulturelles Umfeld - Rezeptionsgeschichte*, hrsg. von Heinz Duchhardt, München 1998, S. 599–630.

¹⁰ Ernst Schubert, *Mobilität ohne Chance. Die Ausgrenzung des fahrenden Volkes*, in: *Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität*, hrsg. von Winfried Schulze, München 1988, S. 133–164; *Wege ins Ungewisse. Reisen in der Frühen Neuzeit 1500–1800*, hrsg. von Holger Thomas Graef und Ralf Pröve, Frankfurt am Main 1997.

kriegszerstörten und leeren Land ist eine Konstante in den Identitätskonstruktionen zahlreicher kriegsbedingter Migrantengruppen. Dieses wird am deutlichsten bei den Donauschwaben und den Hugenotten, unter deren Nachkommen sich ein besonders ausgeprägtes, spezifisches Gruppenbewusstsein als Kolonisten hielt.¹¹ Kriegserfahrungen bestimmten aber auch das Handeln der Obrigkeiten beim Landeswiederaufbau, veranlassten Neusiedler, in diese Gebiete einzuwandern, und gingen in das sich bildende kollektive Selbstverständnis der Einwanderer und ihrer Nachkommen ein.¹²

Der teilweise schon während der Kriege einsetzende Wiederbesiedlungsprozess strukturierte historisch gewachsene Räume neu. Neue Siedlungen und (Fremden-)Kolonien entstanden in der Regel in den am stärksten entvölkerten Regionen, so dass die Neusiedler- und Kolonisten-Topographie auch die Topographie der Kriegszerstörungen und -verwüstungen bewahren konnte. Die nach den Kriegen einsetzende, mehr oder weniger gelenkte Migrations- und Repeuplierungspolitik kann somit als ein Instrument der obrigkeitlichen Raumstrukturierung nach schweren Kriegszeiten betrachtet werden.

Zu fragen ist nach Gründen, warum Menschen während und nach den Kriegszeiten ihre Heimat verließen. Dabei sind insbesondere die Migrationen aus konfessionellen¹³ und aus wirtschaftlichen Gründen zu unterscheiden. Zu Ersteren zählen vor allem die protestantischen Glaubensflüchtlinge (*Réfugiés*) aus den Spanischen Niederlanden im Niederländischen Freiheitskrieg (*Wallonen*), aus Savoyen (*Waldenser*) und Frankreich (*Hugenotten*). Hierher gehören aber auch die *Salzburger Exulanten*, welche nach den Pestwellen im Gefolge des Großen Nordischen Krieges im entvölkerten Preußisch-Litauen angesiedelt wurden.

¹¹ Eckart Birnstiel, "Dieu protege nos souverains". Zur Gruppenidentität der Hugenotten in Brandenburg-Preußen, in: Die Hugenotten und das Refuge. Deutschland und Europa, hrsg. von Frédéric Hartweg und Stefi Jersch-Wenzel, Berlin 1990, S. 107-128.

¹² Jochen Desel, Hugenotten in der Literatur. Eine Bibliographie. Hugenotten, Waldenser, Wallonen und ihr Umfeld in Erzählung, Biographie, Hagiographie, Drama, Geschichtsschreibung und Gedicht, Bad Karlshafen 1996.

¹³ Thomas Klingebiel, Vorreiter der Freiheit oder Opfer der Modernisierung? Zur konfessionell bedingten Migration im frühneuzeitlichen Europa, in: Vom Nutzen der Toleranz. 300 Jahre Hugenottenstadt Erlangen, hrsg. von Christian Friederich, Nürnberg 1996, S. 21-28.

Es ist festzustellen, dass insbesondere kriegsverwüstete und entvölkerte Landstriche oft Experimentierfelder obrigkeitlicher Siedlungspolitik gewesen sind, wobei nicht selten konfessionelle Erwägungen eine wichtige Rolle gespielt haben. Das gilt beispielsweise für die besonders kriegszerstörten und entvölkerten, von den Osmanen zurückeroberten Teile Ungarns und Siebenbürgens, wohin seit dem Ende des Großen Türkenkrieges nicht nur katholische Siedler aus Schwaben, sondern auch Protestanten aus Österreich, etwa die so genannten *Landler*, zwangsumgesiedelt wurden (*Transmigration, Deportation*). Andererseits gibt es auch in der Frühen Neuzeit Beispiele für eine pragmatische, eben nicht konfessionellen Gesichtspunkten folgende Peuplierungspolitik. An der ständig kriegsbedrohten Militärgrenze zum Osmanischen Reich gab es ein – freilich nicht immer friedliches – Nebeneinander von verschiedenen Ethnien und Religionen (Katholiken, Protestanten, Orthodoxe, Juden, rekonvertierte Muslime). Ähnliches ist für die von Russland zurückeroberten und daraufhin wiederbesiedelten ehemaligen osmanischen Gebieten an der Wolga und am Schwarzen Meer zu beobachten.

Unter die großen Züge der Glaubensflüchtlinge mischten sich Menschen, die aus wirtschaftlichen Gründen ihre Heimatorte verließen, um in der Fremde eine neue Existenz aufzubauen. Die so genannten "*Pfälzer*" – eine äußerst heterogene Gruppe, die sich sowohl aus reformierten pfälzischen Untertanen als auch aus Nachkommen der nach 1648 in der Kurpfalz angesiedelten Réfugiés zusammensetzte – können sowohl als kriegsbedingte Auswanderer (Kriegs- und Religionsflüchtlinge) aus den Mittel- und Oberrheinlanden wie auch als kriegsbedingte Einwanderer bezeichnet werden.¹⁴ Noch mobiler waren die Schweizer, welche als typische Migranten aus wirtschaftlichen Gründen gelten dürfen.¹⁵ Den weitaus größten Teil der Einwanderer in kriegszerstörte und entvölkerte Landschaften machten jedoch Migranten aus benachbarten, weniger oder nicht vom Krieg betroffener Territorien aus, so nach dem Dreißigjährigen Krieg etwa im südwestdeutschen

¹⁴ Joachim Heinz, "Bleibe im Lande, und nähre dich redlich!" Zur Geschichte der Pfälzischen Auswanderung vom Ende des 17. bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts, Kaiserslautern 1989.

¹⁵ Leo Schelbert, Einführung in die schweizerische Auswanderungsgeschichte der Neuzeit, Zürich 1976.

Raum die Alpenländer, im Nordosten des Reiches vor allem Neusiedler aus den nordwestdeutschen Territorien.¹⁶

Kriegsbedingte Mobilität muss allerdings nicht nur verstanden werden als eine Summe von räumlichen Wanderungsbewegungen. Durch Migrationen konnten sich auch die sozialen Strukturen der Auswanderungs- ebenso wie der Aufnahmegesellschaften verändern, indem etwa ältere soziale Hierarchien dauerhaft aufgebrochen wurden.¹⁷ Kriege konnten zudem langfristig auch wirtschaftliche Innovationsschübe in einzelnen Territorien auslösen. Obrigkeitliche Peuplierungspolitik in Nachkriegszeiten war oftmals eine Politik der Sondervergünstigungen. Neue Siedler wurden durch Privilegien dauerhaft an das Aufnahmeland gebunden, wodurch nicht selten ältere wirtschaftliche und kirchliche Strukturen in Frage gestellt und neue begründet wurden.¹⁸

Interessenten an der Tagung im September 2005 in Tübingen werden eingeladen, Themenvorschläge bei Matthias Asche oder Michael Herrmann einzureichen. Auch für Nachfragen stehen wir Ihnen gerne zur Verfügung.

Kontaktadressen

Matthias Asche
Universität Tübingen
Historisches Seminar
Abt. Neuer Geschichte
Wilhelmstr. 36
72074 Tübingen

Michael Herrmann
Brunnenstr. 142
10115 Berlin
E-Mail:
michael.herrmann@
brandenburg-preussen.net

Tel.: +49 (07071) 87769

+ 49 (030) 44 034 135

¹⁶ Michael Herrmann, Die ländliche Bevölkerung der Prignitz im Dreißigjährigen Krieg, in: Museum des Dreißigjährigen Krieges, hrsg. vom Kreis Ostprignitz-Ruppin, Dresden 1998, S. 84–92.

¹⁷ Volker Press, Soziale Folgen des Dreißigjährigen Krieges, in: Ständische Gesellschaft (Anm. 10), S. 239–268.

¹⁸ Barbara Dölemeyer, Die Aufnahmeprivilegien für Hugenotten im europäischen Refuge, in: Das Privileg im europäischen Vergleich, hrsg. von ders. und Heinz Mohnhaupt, Frankfurt am Main 1997, S. 303 – 328.

5. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit

Gewalt in der Frühen Neuzeit

vom 18. bis 20. September 2003 in Berlin

Auf der von Claudia Ulbrich im September kommenden Jahres in Berlin ausgerichteten Tagung werden im Rahmen von sechs geplanten Sektionen auch einige Mitglieder unseres Arbeitskreises vortragen. Eine gewisse Verdichtung ist in dieser Hinsicht in der von mir betreuten Sektion 3 zu beobachten, so dass man schon fast von einer Sektion des AMG sprechen könnte. Ich freue mich, dass Ihr Interesse an diesem Thema so ausgeprägt gewesen ist, dass wir ohne weiteres auch mehrere Sektionen hätten bestreiten können.

"Gewalttätigkeit und Herrschaftsverdichtung. Die Rolle und Funktion organisierter Gewalt in der Frühen Neuzeit."

In vier Beiträgen soll versucht werden, dem Erscheinungsbild "organisierter Gewalt" in der Frühen Neuzeit zwischen den extremen Polen entgrenzter Gewalterfahrung auf der einen und gemeinschaftlich organisierter Gewalt als sinnstiftendem Regulativ zur Steuerung von Gruppenbeziehungen auf der anderen Seite auf die Spur zu kommen.

Eva Kormann (Karlsruhe) wird Erscheinungsformen der Kriegsfurie des Dreißigjährigen Krieges in Selbstzeugnissen von Nonnen und Mönchen untersuchen. Den Grenzüberschreitungen in den Gewaltbeziehungen zwischen fremder Herrschaft und den Einwohnern besetzter Gebiete wird Maren Lorenz (Hamburg) am Beispiel der Konflikte in Schwedisch-Vorpommern und Bremen-Verden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nachgehen, während Markus Meumann (Halle) das Interesse der Besatzer an einer weitgehend "reibungslösen" Besatzung konturiert und damit die Frage nach der Legitimation begrenzter, da wirkungsbezogener Gewaltakte aufwirft. Joachim Eibach (Potsdam) wird abschließend zu Formen organisierter Gewalt in frühneuzeitlichen Städten Stellung nehmen und damit die unter Umständen gewaltsame Sicherung des Stadtfriedens als Gegenstand genossenschaftlicher und obrigkeitlicher Regulierungsbemühungen untersuchen.

Vier Beiträge, die eine zeitgenössische Erfahrung von Gewalt als Ausdruck entgrenzter Machtausübung, als Instrument zur Siche-

rung als legitim angesehener Rechtspositionen, als hingenommener Bestandteil eines göttlichen Strafgerichts, als Gestaltungsprinzip selbstgewählter oder oktroyierter Ordnungsvorstellungen vorstellen.

Genügend Ansatzpunkte für eine anregende Diskussion.

Bernhard R. Kroener

vorläufiges Tagungsprogramm:

18. September

14.00 Uhr Begrüßung

14.30 - 16.30 Uhr **Sektion 1**

Massaker in der Frühen Neuzeit

unter der Leitung von *Hans Medick*, Erfurt und

Peter Burschel, Freiburg

Peter Burschel, Freiburg

Frankenhausen, 1525

Denis Crouzet, Paris

Königliche Gewalt und göttliche Gewalt in der Bartholomäusnacht

Christian Büschges, Bielefeld

Die dunkle Seite der Conquista. Massaker im spanischen Eroberungsprozess Amerikas

Peter Merker, Berlin

Das Massaker von Yangzhou 1645 - Gewaltexzesse zwischen Mandschu und Han-Chinesen in der Zeit der Mandschu-Expansion

Michaela Hohkamp, Berlin

Kommentar

17.00 - 18.00 Uhr Arbeitskreise

19.30 - 21.00 Uhr Podiumsdiskussion

im Anschluss: Empfang

Joachim Eibach, Potsdam

Organisierte Gewalt in der Stadt: Stadtfrieden zwischen genossenschaftlicher und obrigkeitlicher Regelung

13.00 - 14.30 Uhr Mittagspause

14.30 - 16.30 Uhr **Sektion 4**

Optionen und Beilegungen zwischenstaatlicher Gewalt in der frühen Neuzeit

unter der Leitung von *Winfried Schulze, München*

Georg Wolf, München

Kommunikation und Gewalt - Zum Stellenwert territorialstaatlicher Informationspolitik im Zeichen der Konfessionalisierung: Bemerkungen zur Außenpolitik der Kurpfalz und Bayerns im 16./17. Jahrhundert.

Lothar Schilling, Frankfurt am Main

Gewalt als Option im Wachstum der Staaten

Heinz Duchhardt, Mainz

Gewaltverhinderung als Ansatz der praktischen Politik und des politischen Denkens.

Christoph Kampmann, Bayreuth

Friedensstiftung von außen? Zur Problematik von Friedensvermittlung und Schiedsgerichtsbarkeit in frühneuzeitlichen Staatenkonflikten.

Ralf Pröve, Berlin

Legitimation militärischer Gewalt in der Frühen Neuzeit

17.00 - 18.00 Uhr Arbeitskreise

18.00 -19.00 Vollversammlung

ab 20.00 Uhr: Abendprogramm

20. September

9.00 - 11.00 Uhr

Sektion 5

Krieg und Recht in interkulturellen Auseinandersetzungen zwischen Christen, Muslimen und Indianern: Mittelmeer und Atlantischer Raum in der Frühen Neuzeit

unter der Leitung von *Peer Schmidt*, Erfurt

Soraya Faroqhi, München

Kriegsgefangenschaft und Sklaverei als ein Problem der osmanischen Rechtsprechung

Mark Häberlein, Freiburg

Recht und Gewalt in den indianisch-englischen Beziehungen im Nordamerika des 17. Jahrhunderts

Peer Schmidt, Erfurt

Der Zweifrontenkrieg des spanischen Imperiums gegen Heiden und Ungläubige. Die Auseinandersetzung mit Muslimen und Indios im 16. Jahrhundert

Christian Windler, Freiburg

Verrechtlichte Gewalt zwischen Muslimen und Christen: ein Vergleich der französisch-maghrebinischen und spanisch-maghrebinischen Beziehungen (17./18. Jahrhundert)

11.30 - 13.30 Uhr

Sektion 6

Imagination und Gewalt

konzeptionelle Erweiterung der Gewaltdebatte

unter der Leitung von *Monika Mommertz*, Berlin

Andreas Bähr, Erfurt

Die Semantik der "ungarischen Krankheit": Imaginationen von Gewalt als Krankheitsursache im 17. und frühen 18. Jahrhundert

Ute Lotz-Heumann, Berlin

Diskursive Praktiken und Praktiken des physischen Angreifens: Wechselwirkungen am Beispiel der Irischen Rebellion 1641/1642

Monika Mommertz, Berlin

Bäuerliche Fehde und Magie, göttliche Rache und obrigkeitliche Strafe. Methodische Vorschläge zur Debatte zu Gewalt in der Frühen Neuzeit am Beispiel des Imaginären

Harriet Rudolph, Trier

Gewalt als Nachricht - Gewalt und neue Medien am Beginn der Frühen Neuzeit

13.30 - 14.30 Uhr Mittagspause

14.30 - 15.30 Uhr Arbeitskreise

im Anschluss: Besichtigungsprogramm in Potsdam und Berlin

Die Tagung der Arbeitsgemeinschaft Frühe Neuzeit im Verband der Historikerinnen und Historiker Deutschlands findet unter der Leitung von Prof. Claudia Ulbrich (FU Berlin) statt. Anfragen richten Sie bereits jetzt an die Koordinatorin der Tagung (Claudia Jarzebowski, M. A.).

Kontakt: agfnz03@zedat.fu-berlin.de

URL: <http://www.gewalt-in-der-fruehen-neuzeit.de>

8. Forschungskolloquium
Neuere Forschungen zur Militärgeschichte
Wintersemester 2002/03

(PD Dr. Jürgen Angelow, Prof. Dr. Bernhard R. Kroener,
PD Dr. Ralf Pröve)

mittwochs 17-19 Uhr

Universität Potsdam, Am Neuen Palais 10, Haus 11, Raum 0.09

23. Oktober 2002: **René Schreiter, M. A.** (Potsdam): Das Große Militärwaisenhaus zu Potsdam 1724-1952. Ein Kapitel preußisch-deutscher Erziehungsgeschichte
06. November 2002: **Prof. Dr. Eberhard Demm** (Lyon/Heidelberg): Zwischen Kulturkonflikt und Akkulturation – Preußische Offiziere im Osmanischen Reich
27. November 2002: **Gundula Gahlen, M. A.** (Berlin): Das bayerische Offizierkorps am Vorabend des Kriegs von 1866
11. Dezember 2002: **Dr. Armin Wagner** (Potsdam): Deutsche Geheimdienstchefs im Kalten Krieg
08. Januar 2003: **Bettina Bieber, M. A.** (Berlin): Die preußisch-russischen Beziehungen nach den Befreiungskriegen am Beispiel der Geschichte der Russischen Kolonie Alexandrowka
22. Januar 2003: **Björn Kilian, M. A.** (Mainz): Die Nutzbarmachung Dänemarks für die nationalsozialistische Kriegswirtschaft
29. Januar 2003: **Marc Assheuer** (Berlin): Die Wahrnehmung des Krieges an der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert
05. Februar 2003: **Alexander Seyferth, M. A.** (Potsdam): Wirtschaftliche und soziale Aspekte des deutsch-französischen Krieges 1870/71

- Weitere Informationen: 0331-9771805 (fon); 0331-9771076 (fax);
zellner@rz.uni-potsdam.de (e-mail) -

VERÖFFENTLICHUNGEN DES AMG

Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, hrsg. von Bernhard R. Kroener und Ralf Pröve, Paderborn: Schöningh 1996. ISBN 3-506-74825-4

Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel, hrsg. von Karen Hagemann und Ralf Pröve Frankfurt am Main: Campus-Verlag 1998 (= Geschichte und Geschlechter, Bd. 26). ISBN 3-593-36101-9

Seit 2000 verfügt der Arbeitskreis über die Schriftenreihe "**Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit**":

Militär und ländliche Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, hrsg. von Stefan Kroll und Kersten Krüger, Hamburg: LIT-Verlag 2000 (= Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit, Bd. 1). ISBN 3-8258-4758-6

in Vorbereitung:

Herrschaft in der Frühen Neuzeit. Rechtsetzung und Verwaltungshandeln als dynamisch-kommunikative Prozesse, hrsg. von Markus Meumann und Ralf Pröve (= Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit, Bd. 2). [voraussichtlich Ende 2002]

Die besetzte res publica. Zum Verhältnis von ziviler Obrigkeit und militärischer Herrschaft in besetzten Gebieten vom Spätmittelalter bis zum 18. Jahrhundert, hrsg. von Markus Meumann und Jörg Rogge (= Herrschaft und soziale Systeme, Bd. 3). [voraussichtlich 2003]

Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit, hrsg. von Michael Kaiser und Stefan Kroll (= Herrschaft und soziale Systeme, Bd. 4). [voraussichtlich 2003]

Mars an Havel und Spree. Neue Ansätze zur Militärgeschichte in Brandenburg, hrsg. von Olaf Gründel und Ralf Pröve (= Herrschaft und soziale Systeme, Bd. 5). [voraussichtlich Ende 2002]

Mitglieder des Arbeitskreises erhalten beim Kauf dieser Bände 30 % Rabatt.

MITGLIEDER

- Asche*, Dr. Matthias, Tübingen, E-Mail: matthias.asche@uni-tuebingen.de
- Becker*, Iris, Potsdam, E-Mail: ibecker@rz.uni-potsdam.de
- Bieber*, Bettina, Berlin, E-Mail: bettina.bieber@virtuelles-museum-preussen.de
- Bois*, Prof. Dr. Jean-Pierre, Nantes, E-Mail: jean-pierre.bois@humana.univ-nantes.fr
- Busch*, Dr. Michael, Hamburg, E-Mail: mbusch@unibw-hamburg.de
- Carl*, Prof. Dr. Horst, Gießen.
- Demura*, Shin, M. A., Tübingen, E-Mail: dmura@mac.com
- Donati*, Prof. Dr. Claudio, Milano, E-Mail: claudio.donati@unimi.it
- Dreier*, Helke, M. A., Hagen-Hohenlimburg, E-Mail: Helke.Dreier@fernuni-hagen.de
- Eibach*, Dr. Joachim, Potsdam, E-Mail: eibach@rz.uni-potsdam.de
- Engelen*, Beate, M. A., Gütersloh, E-Mail: kaeser@rz.uni-potsdam.de
- Esser*, Dr. Raingard, Bristol, E-Mail: raingard.esser@uwe.ac.uk
- Externbrink*, Dr. Sven, Marburg, E-Mail: externbr@mailers.uni-marburg.de
- Fahrig*, Ute, M. A., Halle/Saale.
- Franz*, Matthias, Potsdam, E-Mail: franz@rz.uni-potsdam.de
- Frost*, Dr. Robert I., London, E-Mail: robert.frost@kcl.ac.uk
- Fuchs*, Antje, Tübingen, E-Mail: antje.fuchs@uni-tuebingen.de
- Fuchs*, Dr. Thomas, Potsdam, E-Mail: fuchs@rz.uni-potsdam.de
- Gahlen*, Gundula, M. A., Potsdam, E-Mail: g.gahlen@freenet.de
- Göse*, PD Dr. Frank, Potsdam, E-Mail: fgoese@rz.uni-potsdam.de
- Gräff*, Dr. Holger Thomas, Marburg, E-Mail: graef@mailers.uni-marburg.de
- Gründel*, Olaf, Potsdam, E-Mail: gruendel@rz.uni-potsdam.de
- Haberer*, Stephanie, Augsburg, E-Mail: Stephanie.Haberer@iek.uni-augsburg.de
- Haeusler*, Ass. i. R. Ditmar, Karlsruhe, E-Mail: andihaeu@t-online.de
- Hagemann*, PD Dr. Karen, Berlin, E-Mail: hagemann@kgw.tu-berlin.de
- Haidl*, Roland, Nürnberg, E-Mail: Roland.Haidl@haidlnet.de
- Hartmann*, Prof. Dr. Peter Claus, Mainz, E-Mail: pchartma@mail.uni-mainz.de
- Heil*, Wolfgang, M. A., Dipl. Ing., Bonn.

Hennig, Thomas, Berlin, E-Mail: thomas.hennig@student.hu-berlin.de
Herfordt, Ewa, M. A., Braunschweig, E-Mail: ewa.herfordt@freenet.de
Herrmann, Michael, M. A., Berlin, E-Mail: michael.herrmann@brandenburg-preussen.net
Hochedlinger, Dr. Michael, Wien, E-Mail: hochedlinger@magnet.at
Hohrath, Daniel, Esslingen, E-Mail: Daniel.Hohrath@t-online.de
Huck, Stephan, M. A., Potsdam, E-Mail: stephan.huck@bwb.org
Huhtamies, Dr. Mikko, Helsinki, E-Mail: mikko.huhtamies@helsinki.fi
Ilg, Mathias, Tübingen,
Jacobs, Rainer, M. A., Hamburg, E-Mail: rainer.jacobs@web.de
Jessen, Olaf, M. A., Göttingen, E-Mail: ojessen@gmx.de
Kaak, Dr. Heinrich, Berlin, E-Mail: h-kaak@t-online.de
Kaiser, Dr. Michael, Köln, E-Mail: Michael.Kaiser@uni-koeln.de
Kim, Prof. Dr. Yu-Kyong, Taegu, E-Mail: leor@bh.knu.ac.kr
Kleinehagenbrock, Frank, M. A., Würzburg, E-Mail: frank.kleinehagenbrock@mail.uni-wuerzburg.de
Kleinert, Kieron, Leipzig, E-Mail: kieron@web.de
Kloosterhuis, Dr. Jürgen, Berlin, E-Mail: gsta.pk@gsta.spk-Berlin.de
Knauer, Dr. Martin, Hamburg, E-Mail: Tode@uni-hamburg.de
Köbke, Hubertus, Dipl. Päd., Berlin, E-Mail: hubertus.koebke@berlin.de
Kothe, Michél, Leipzig.
Krebs, Daniel, M. A., Atlanta, E-Mail: dkrebs@freenet.de
Kroener, Prof. Dr. Bernhard R., Potsdam, E-Mail: zellner@rz.uni-potsdam.de
Kroll, Dr. Stefan, Rostock, E-Mail: stefan.kroll@philfak.uni-rostock.de
Krüger, Prof. Dr. Kersten, Rostock, E-Mail: kersten.krueger@philfak.uni-rostock.de
Kuhn, Christian, Heidelberg, E-Mail: Kuhn@urz.uni-hd.de
Lang, Heinrich, M. A., Bamberg, E-Mail: heinerlang@web.de
Langer, Prof. Dr. Herbert, Greifswald.
Lehmann, Dr. Hannelore, Potsdam.
Lehmann, Kai, M. A., Potsdam.
Löffler, Ursula, M. A., Halle (Saale), E-Mail: ursulaloeffler@gmx.net
Lorenz, Dr. Maren, Hamburg, E-Mail: Maren_Lorenz@his-online.de
Lottes, Prof. Dr. Günther, Potsdam.

Ludwig, Ulrike, M. A., Dresden, E-Mail: ulrike-ludwig@freenet.de
Luh, Dr. Jürgen, Potsdam, E-Mail: luhjoy@rz.uni-potsdam.de
Marschke, Ben, Los Angeles, E-Mail: marschke@ucla.edu
Martin, Dr. Alexander M., Atlanta, E-Mail:
amartin@facstaff.oglethorpe.edu
Mehrkens, Heidi, M. A., Braunschweig, E-Mail:
h.mehrkens@tu-bs.de
Meumann, Dr. Markus, Halle (Saale), E-Mail:
markus.meumann@dland.de
Meuther, Olaf, M. A., Düsseldorf, E-Mail: meuther@provinzial.com
Meyer, Prof. Dr. Werner, Basel.
Mirbach, Sabine, Bad Salzuflen, E-Mail: smirbach@geschichte.uni-bielefeld.de
Möbius, Sascha, M. A., Magdeburg, E-Mail: sasco@t-online.de
Mörke, Prof. Dr. Olaf, Kiel, E-Mail: omoerke@email.uni-kiel.de
Muth, Jörg, M. A., Potsdam, E-Mail: muth@rz.uni-potsdam.de
Niemeyer, Dr. Joachim, Rastatt, E-Mail: niemeyer@wgm-rastatt.de
Nowosadtko, Dr. Jutta, Essen, E-Mail: jutta.nowosadtko@uni-essen.de
Papke, Dr. Gerhard, Schallstadt.
Partenheimer, Dr. Lutz, Potsdam, E-Mail: partenhe@rz.uni-potsdam.de
Pelizaeus, Dr. Ludolf, Mainz, E-Mail: pelizaeu@mail.uni-mainz.de
Planert, Dr. Ute, Tübingen, E-Mail: ute.planert@uni-tuebingen.de
Plassmann, Dr. Max, Werdohl, E-Mail: m_plassmann@nikocity.de
Prietzl, PD Dr. Malte, Springe, E-Mail: KMPrietzl@aol.com
Pröve, PD Dr. Ralf, Potsdam, E-Mail: h1527b5v@rz.hu-berlin.de
Pühringer-Gräf, Dr. Andrea, Grünberg/Queckborn, E-Mail:
andrea.puehringer@univie.ac.at
Quaas, Dr. Gerhard, Berlin.
Rath, Mag. Brigitte, Wien, E-Mail: a8112113@unet.univie.ac.at
Rathjen, Jörg, Kiel, E-Mail: stu42729@mail.uni-kiel.de
Rehm, Christoph, Rastatt, E-Mail: rehm@wgm-rastatt.de
Reiff, Michael, M. A., Köln, E-Mail: mreiff@nexgo.de
Reimer, Torsten F., M. A., München, E-Mail:
Torsten.Reimer@lrz.uni-muenchen.de
Riegg, Dr. Ernst, Potsdam, E-Mail: fea@rz-uni.potsdam.de
Rink, Dr. Martin, Köln, E-Mail: RinkMartin@aol.com
Rogg, Dr. Matthias, Potsdam, E-Mail: mgfa-potsdam@t-online.de

Rogge, PD Dr. Joerg, Mainz, E-Mail: rogge@mail.uni-mainz.de
Sakaguchi, Prof. Dr. Shuhei, Hachioji, Tokio, E-Mail:
sakaguti@tamacc.chuo-u.ac.jp
Schennach, Magister Martin, Innsbruck.
Schindling, Prof. Dr. Anton, Tübingen, E-Mail:
anton.schindling@uni-tuebingen.de
Schlürmann, Jan, Kiel, E-Mail: stu33667@mail.uni-kiel.de
Schmidt, Oliver H., Jüterbog, E-Mail: schmidt.zinna@t-online.de
Schmitt, Horst Bernhard, M. A., Trier, E-Mail: schm3203@uni-trier.de
Schneider, Dorit, M. A., Berlin, E-Mail: dorit.schneider@berlin.de
Schroeder, Ernst von, Bonn.
Schulz, Christian, M. A., Tübingen, E-Mail: christian.schulz@uni-tuebingen.de
Schwenke, Stephan, Marburg.
Selzer, Dr. Stephan, Halle (Saale), E-Mail: selzer@geschichte.uni-halle.de
Seyferth, Alexander, Potsdam, E-Mail: seyale@web.de
Skobelkin, Dr. Oleg, Voronesh / Russland, E-Mail: ovs@hist.vsu.ru
Telp, Claus, Holzminden, E-Mail: ctelp@aol.com
Theil, Jürgen, Prenzlau, E-Mail: JürgenTheil@t-online.de
Tresp, Uwe, M. A., Potsdam.
Voigtländer, Dr. Lutz, München, E-Mail: mark-voigtlaender@t-online.de
Wellenreuther, Prof. Dr. Hermann, Göttingen, E-Mail:
hwellen@gwdg.de
Wilson, Dr. Peter H., Sunderland, E-Mail:
peter.wilson@sunderland.ac.uk
Winnige, Dr. Norbert, Göttingen, E-Mail: nwinnig@gwdg.de
Winter, Martin, M. A., Berlin, E-Mail: mawinter@rz.uni-potsdam.de
Winterhager, Prof. Dr. Wilhelm Ernst, Berlin, E-Mail:
winterha@mail.uni-marburg.de
Zeilinger, M. A., Gabriel, Kiel, E-Mail: gabriel_zeilinger@gmx.de
Zunckel, Dr. Julia, Berlin, E-Mail: zunckel@zedat.fu-berlin.de
Zwank, Katja, Potsdam, E-Mail: zwank@rz.uni-potsdam.de
Zwierlein, Cornel, München, E-Mail: cornel.zwierlein@lrz.uni-muenchen.de

IMPRESSUM

Herausgegeben vom

Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V.

Vorstand: Prof. Dr. Bernhard R. Kroener (1. Vorsitzender), PD Dr. Ralf Pröve (2. Vorsitzender), Dr. Markus Meumann (Schriftführer), Dr. Norbert Winnige (Schatzmeister), Gundula Gahlen, M. A., Dr. Jutta Nowosadtko (Beisitzer)

Bankverbindung: Berliner Volksbank, BLZ 100 900 00, Kto.-Nr. 187 686 400 9

Herstellung: Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V. in Verbindung mit dem Lehrstuhl für Militärgeschichte der Universität Potsdam

Bezug: Das Bulletin erscheint zweimal jährlich; Mitglieder des Arbeitskreises erhalten das Bulletin kostenlos; Bezug durch den Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V. Preis je Heft € 7,50 (inkl. Versand).

Verantwortliche Redakteure:

Gundula Gahlen, M. A. (g.gahlen@freenet.de)

Ulrike Ludwig, M. A. (ulrike-ludwig@freenet.de)

© by Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V.

Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Für den Inhalt sind die Verfasser verantwortlich.

Beiträge, Informationen über laufende oder kürzlich abgeschlossene Forschungsprojekte, Tagungsberichte, Rezensionen und Ankündigungen etc. richten Sie bitte per E-Mail oder mit PC-kompatibler Diskette an die Redaktion unter der angegebenen Adresse. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge abzulehnen, geteilt abzdrukken oder in Vereinbarung mit den VerfasserInnen zu kürzen.

Redaktionsanschrift Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit. Bulletin:

Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V.

z. H. Gundula Gahlen, M. A.

Universität Potsdam, Lehrstuhl für Militärgeschichte,

Am Neuen Palais 10, Haus 11,

D-14469 Potsdam

Tel.: 0331-977-1805

Fax: 0331-977-1076

E-Mail: g.gahlen@freenet.de

URL: <http://www.amg-fnz.de/zeitschrift.php>

**Redaktionsschluss für Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit.
Bulletin 7 (2003) Heft 1:**

19.2.2003

ISSN 1617-9722